

1,70 DM / Band 396
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Mord-Marionetten



Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Mord-Marionetten

John Sinclair Nr. 396

von Jason Dark

erschienen am 04.02.1986

Titelbild von Blanchard

Sinclair Crew

Mord-Marionetten

Der Arzt war in meinem Alter. Er lächelte mich an, als er mir die Hand reichte. »Drei Tage haben Sie bei uns verbracht, Mr Sinclair. Jetzt sind Sie wieder fit.«

Ich winkte ab. »Das war ich schon nach dem ersten Tag.«

Er zwinkerte mir zu. »Tatsächlich?«

Ich wiegte den Kopf. »Na ja, sagen wir mal, ich hätte mich nicht so wohl gefühlt wie jetzt.«

»Das glaube ich auch. Und keine Sorge mehr. Die verdammte Droge ist aus Ihrem Körper verschwunden. Nicht mal ein kleiner Rest blieb zurück.«

»Was war das eigentlich für ein Zeug?«

Er schwelgte in lateinischen Fachausdrücken. Und da Latein in der Schule noch nie zu meinen starken Fächern gehört hatte, musste ich passen, winkte ab und sagte lachend: »Okay, Doc, ich glaube Ihnen alles.«

Der Arzt brachte mich noch zur Tür seines Zimmers. »Auf Wiedersehen, Oberinspektor.«

»Das nicht.«

»Wieso?«

Ich tippte gegen seine Brust. »Nichts gegen Sie persönlich, Doc. Aber hier möchte ich Sie so schnell nicht wiedersehen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Er verstand jetzt und lachte laut. »Ja, da haben Sie Recht, Mr Sinclair. Ich hätte es an Ihrer Stelle ebenso gesehen.«

Nichts hielt mich mehr. Im Gang wartete Suko. Er war gekommen, um mich abzuholen.

»Wieder in Ordnung, John?«

»Ich könnte Bäume ausreißen.«

»Wo denn?«

»In der Wüste.«

Wir lachten beide, dabei war mir vor drei Tagen noch das Lachen vergangen. Eine schlimme Zeit lag hinter mir. Es war einer Frau gelungen, mich in eine so raffiniert gestellte Falle zu locken, dass ich nichts mehr gewesen war als ein Sklave. Ich hatte mich in ihren Fängen befunden und war wie schmelzendes Wachs gewesen.

Angeblich hatte die Frau, sie hieß Moira Cargal, sogar noch mit mir geschlafen. Das mussteman sich mal vorstellen. Ich, John Sinclair, hatte mit einer Voodoo-Queen im Bett gelegen! Das wäre nie vorgekommen wenn ich nicht unter Drogen gestanden hätte. Und wäre Suko nicht aufgetaucht, um den Fall praktisch von hinten aufzurollen, hätte es einen John Sinclair weniger gegeben.

Vor dem Krankenhaus auf der großen Treppe atmete ich zunächst einmal die herrliche Luft ein.

Es war ein wunderschöner Tag. Eine strahlende Sonne stand am Himmel. Nicht mehr so hoch wie im Juni, schließlich hatten wir September, aber nicht weniger prächtig und vor allen Dingen nicht so heiß. Ein kühler Wind wehte auch an diesem Morgen, und in der vergangenen Nacht hatten sich die Temperaturen bereits dem Gefrierpunkt genähert.

»Hast du keine Lust, ins Büro zu fahren?«, fragte Suko, weil ich stehen geblieben war und den Tag genoss.

»Eigentlich nicht.«

»Dann bringe ich dich nach Hause.«

»Nein, nein, lieber ins Büro.« Ich legte Suko die Hand auf die

Schulter. »Und noch etwas. Habe ich mich schon bei dir bedankt, dass du mich…?«

»Erzähl keine Märchen, Mensch. Sonst erinnere ich dich daran, dass du mich auf der Insel Voodooland aus dem verdammten Sarg herausgeholt hast. Wir sind mal wieder quitt.«

»Voodooland.«

»Okay.«

Suko war mit dem Bentley gekommen. Er hatte den Wagen unter den großen, starken Ästen alter Platanen abgestellt. Das Laub hing noch voll am Baum, auch wenn es hier und da bereits einen leicht gelblichen Schimmer zeigte. Der Herbstbeginn war nicht mehr weit.

Als wir in den Wagen stiegen, war es genau zehn Uhr. Suko wollte fahren. Ich machte es mir auf dem linken Sitz bequem und atmete zunächst tief ein.

»Was ist denn jetzt schon wieder?«, fragte mein Freund.

»Dieser Geruch tut nach der Krankenhausluft irgendwie gut.«

Mein Freund winkte ab. »Wenn man mit dir spricht, hat man das Gefühl, als wärst du zehn Wochen weg gewesen.«

»So lange kam es mir auch vor.«

Suko fuhr an. Ich lehnte mich zurück. Vorgestern noch hatte ich tief und fest geschlafen, heute dagegen fühlte ich mich fit und schaute mit wachen Blicken aus dem Fenster, wobei ich so tat, als würde ich London, meine Heimat, zum ersten Mal sehen.

Ein herrlicher Flecken Erde. An diesem Tag regte mich der Betrieb, den ich sonst oft genug verfluchte, nicht auf. Ich genoss den Wirbel, das Hupen, quietschende Reifen, und sogar die verdammten Abgase kamen mir an diesem Tag nicht so schlimm vor wie sonst.

Das Leben hatte mich wieder.

»Gab es Neuigkeiten?«, fragte ich Suko.

»Kaum.«

»Also doch.«

»Wir haben versucht, etwas aus Moira Cargal herauszubekommen.«

»Und?«

»Die schweigt wie eine Auster. Es grenzt schon an ein Wunder, dass sie uns überhaupt ihren Namen genannt hat. Jedenfalls ist sie noch immer fest entschlossen, die Nachfolge ihres Bruders aufzubauen und über Zombies zu kommandieren. Ich frage mich nur, wie sie das anstellen will, wenn sie gegen die Gitterstäbe einer Zelle starrt.«

Ich hob die Schultern. »Normalerweise hat sie keine Chance. Aber lehre du mich dieses Weib kennen. Die bringt es fertig und holt selbst den Teufel aus der Hölle. Moira ist eine Frau, die allein vom Hass geleitet wird. Man muss sie immer kontrollieren.«

»Der Ansicht bin ich auch.«

Ich freute mich weiterhin über den Londoner Trubel, und als wir an

Westminster City Hall vorbeiglitten, war es nur noch ein Katzensprung bis zum Yard.

Ich erzähle dies alles so ausführlich, weil wir anschließend nichtsahnend von einem uns unbekannten Feind überfallen wurden.

Noch war es nicht so weit…

Suko lenkte den Wagen an die gewohnte Stelle auf dem Parkplatz und stieg aus. Auch ich verließ den Silbergrauen reckte mich, dehnte meine Knochen und schaute an der Fassade des Yard Building hoch.

»Oben im Büro sind deine Waffen«, erklärte Suko.

»Gut. Ich fühlte mich auch schon nackt.«

»Sieht man nichts von.«

»Du hättest mich mal in der Wanne erleben sollen. Da war ich mit dem Zombie zusammen.«

»Aber abgeseift habt ihr euch gegenseitig nicht.«

»Das wollte er nicht. Sonst hätte ich ihm noch die Haut von den Knochen gezogen.«

Suko lachte. Er war ebenso ein Freund der makabren Witze wie ich, obwohl unser Job manchmal mehr als das war.

Wir betraten das hohe Gebäude, in dem es tagsüber manchmal zugeht wie in einem Bienenhaus. In der großen Halle stauten sich oft die Besucher. Auch jetzt, denn es stand mal wieder eine Führung an.

Jugendliche aus Germany wollten das Yard Building besichtigen und einiges über die Organisation erfahren. Ihr Kopf, ein pensionierter Beamter, dirigierte die Gruppe von ungefähr zwanzig Jungen und Mädchen in unsere Richtung. Er redete dabei über den Neuaufbau des Gebäudes, in dem nicht mehr der typisch englische Kriminalroman-Beamte arbeitete, sondern Experten, die in der Datenverarbeitung ebenso fit waren wie in ihrer Kenntnis der einzelnen Gesetze.

Der Pensionär hatte mich fast erreicht. Er war so in seine Erklärungen vertieft, dass er mich kaum wahrnahm und ich mich gezwungen sah, ihm auszuweichen.

Suko stand bereits bei den Fahrstühlen.

Alles war völlig normal.

Ich hörte den Mann wieder sprechen, als er sich mit mir auf einer Höhe befand und plötzlich stoppte. »Hier sehen Sieeinen Gentleman vor sich, der sich für ein Spezialgebiet entschieden hat.«

Ich wollte schon Widerspruch einlegen, als der Redner mitten im Satz stoppte. Da er sehr dicht bei mir stand, konnte ich in sein Gesicht schauen, entdeckte den erstarrten Ausdruck darin, den offenstehenden Mund und den feurigen Schein, der zur gleichen Zeit aufgeflammt war.

Da kippte der Beamte nach vorn.

Ich fing ihn in einer Reflexbewegung auf, und er lag starr, steif und tot in meinen Armen.

Das hatte seinen Grund.
In der Mitte der Stirn und genau zwischen seinen Augen steckte ein winziger brennender Pfeil!

***

In den folgenden Sekunden sagte niemand etwas. Die Szene war erstarrt. Man konnte es auch kaum glauben. Ich stand inmitten der Halle des Yard Building und hielt einen Toten in den Armen. Dabei war ich von zahlreichen Zeugen umgeben. Die in der Nähe Stehenden rührten sich nicht. Die weiter entfernt Zuschauenden bewegten sich nur langsam, fast wie in Zeitlupe.
Bis der erste Schrei aufbrandete.
Ich konnte das Mädchen genau sehen, das geschrien hatte. Es stand vorn in der Gruppe, hatte blondes Haar und trug eine schwarz-weiß karierte, dreiviertellange Jacke.
Dieser Schrei löste ein Signal aus. Ich sprang zurück, dabei ließ ich den Toten nicht los und schleifte ihn mit. Auch Suko rannte herbei. Andere Kollegen setzten sich ebenfalls in Bewegung, sie drängten die Gruppe der Jugendlichen aus Germany zurück, schirmten den Toten und mich ab, und nur Suko kniete neben mir nieder, wobei ich gleichzeitig den Ruf nach einem Arzt hörte.
Ich hatte den Mann auf den Rücken gelegt und hörte Sukos Plustern: »Verdammt, und das vor unseren Augen!«
Ja, es war vor unseren Augen geschehen, und der unbekannte Schütze hatte exakt getroffen.
Die Wunde sah schlimm aus. Sie hatte ungefähr die Größe eines Daumennagels, zeigte braune Flecken an den Rändern und vertiefte sich von Sekunde zu Sekunde, als würde sich das Geschoss noch weiter in den Kopf hineinbohren.
»Das ist doch verrückt!«, flüsterte Suko. »Wer, zum Henker, macht denn so etwas?«
Da ich ebenfalls keine Antwort wusste, bekam er auch keine Erwiderung. Stattdessen versuchte ich, das Geschoss herauszuziehen.
Mit zwei Fingern wollte ich hinein, aber Suko hielt meine Hand fest.
»Lass es lieber.«
Vielleicht hatte er Recht.
Mein Freund sprang auf. »Ich werde hochfahren und dein Kreuz holen. Das kann eine magische Attacke gewesen sein.«
Ich hielt Suko nicht zurück. Mittlerweile war auch ich davon überzeugt, es mit keinem normalen Anschlag zu tun gehabt zu haben. Ich erinnerte mich an den kurzen Feuerschein, den ich dicht vor dem Treffer gesehen hatte. Das hatte auch ein magisches Feuer sein können.
Jemand drängte sich durch die Absperrung. Es war einer der beim

Yard angestellten Polizeiärzte. Während er sich niederbeugte, nickte er mir kurz zu.

»Der Mann ist tot, Doc.«

»Mal sehen.« Er untersuchte ihn. Um, ihn nicht zu behindern, stand ich wieder auf und ordnete mich in den Kreis der übrigen Kollegen ein. Natürlich wurde ich von ihnen angesprochen. Ein jeder hatte sich über das Motiv des Täters seine Gedanken gemacht.

»Der Kollege hat keinem etwas getan«, hieß es da.

»Außerdem war er pensioniert.«

So ging es hin und her, bis jemand die Vermutung äußerte, dass der Anschlag möglicherweise mir gegolten hatte. »Sie standen ja dicht neben dem Mann, und da kann man schon mal vorbeischießen.«

Ich kannte den Sprecher. Er gehörte nicht gerade zu meinen Freunden, aber diesmal konnte der Kollege Recht gehabt haben.

»Ja, das ist möglich«, gab ich zu.

»Gesehen hat keiner von uns etwas.«

Das wiederum wunderte mich. In dem Gewühl musste doch jemand auffallen, der mit kleinen, glühenden Pfeilen um sich schoss.

Natürlich konnte der Schuss aus dem Unsichtbaren gekommen sein. So etwas hatte ich schon erlebt, und das war furchtbar, denn es hinterließ bei mir stets einen seelischen Druck. Ich fühlte mich jedes Mal unter einer Kontrolle stehend und hoffte natürlich stark, dass diese meine Vermutung nicht zutraf.

Suko kam wieder, gerade als der Arzt die Schultern hob und nur ein Wort sagte: »Exitus. Das Geschoss hat ihn mitten ins Leben getroffen. Ich werde es später herausholen. Sie können die Leiche abtransportieren lassen. Ich bin in der Pathologie.«

Suko überreichte mir das Kreuz und die Beretta. »Willst du mit nach unten?«

»Eigentlich ja.«

»Okay, ich bin dabei. Übrigens, du sollst Sir James anrufen. Ich habe ihn kurz informiert.«

»Mach ich.«

Während zwei Männer mit einer Kunststoffwanne kamen, um den Toten abzuholen, ging ich zu einem der Telefone. Die Besuchergruppe hatte das Gebäude verlassen. Durch die Scheiben der Eingangstür sah ich die Jungen und Mädchen noch draußen stehen und eifrig miteinander diskutieren.

Sir James hob sofort ab. »John, was ist denn da passiert? Es hat tatsächlich einen Toten gegeben?«

»Ja, Sir.«

»Wieso?«

»Viel mehr weiß ich auch nicht.« Mit einigen Sätzen schilderte ich den Hergang, und Sir James verfolgte den gleichen Gedanken wie ich.

»Sagen Sie mal, ist es möglich, dass der Anschlag vielleicht Ihnen gegolten hat?«

»Damit rechne ich, Sir.«

»Dann wäre ja alles klar.«

»Wie das?« Er lachte kurz. »Sie haben einen neuen Fall, John. Finden Sie den Täter. Ich höre von Ihnen.« Damit legte er auf.

Suko kam zu mir. »Was hat der Alte gesagt?«

»Wir sollen den Täter finden.«

»Toll, das hätten wir auch ohne seine Bemerkung in Angriff genommen.« Er schaute sich um, als hätte er Angst davor, dass uns jemand zuhörte oder auch nur beobachtete. »Weißt du was, Alter? Irgendwie fühle ich mich verdammt unwohl.«

»Warum soll es dir besser gehen als mir?«

»Wer will etwas von uns?«

Ich hob die Schultern. »Noch ist es nicht sicher, ob wir gemeint waren. Oder zumindest ich. Mich würde nur sehr stark interessieren, mit welch einer Waffe der Mann erschossen worden ist. Und deshalb werden wir in den Keller fahren.«

Als Keller bezeichneten wir den gewaltigen unterirdischen Komplex, in dem die wissenschaftlichen Labors und Forschungsräume des Yard untergebracht waren.

Unter anderem lagen dort die Zellen der U-Haft. Auch Moira Cargal saß da ein, bis sie überführt wurde.

Uns empfing eine andere Welt. So kalt und nüchtern. Ein Reich der grauen Betonwände, der Stahltüren, der Labors und klimatisierten Computerräume. Ich hatte immer das Gefühl, als würden sich die Leute, die hier unten arbeiteten, anders bewegen, sodass sie sich dieser sterilen Umgebung irgendwie anpassten.

Es gab Hinweisschilder, die den Weg zu den einzelnen Abteilungen wiesen. Wir kannten uns aus und gelangten in den Bereich des unterirdischen Zentrums, das eigentlich am schrecklichsten war.

Den Doc trafen wir in einem der kleinen Büros, wo er neben einem Kollegen stand, der am Schreibtisch saß und auf einer Maschine hämmerte. Er war schon umgezogen und grinste uns an. »Ich habe mir gedacht, dass ich Sie noch hier sehen würde. Meinen Sie denn, dass irgendwelche Geister die Hand im Spiel haben?«

»Es wird sich herausstellen«, antwortete Suko.

Um den Untersuchungsraum betreten zu können, bekamen auch wir die grünen Kittel. Hinter dem Doc schritten wirher. Es war der kalte Horror, der uns wenig später umgab. Ich habe mich nie dazu überwinden können, diese Räume hier unten wissenschaftlich zu betrachten. Da war einfach zu viel Gefühl, das ich immer mit in die Waagschale warf.

Auch von der Temperatur her war der Raum kalt. Suko und mir rann

eine Gänsehaut über das Gesicht.

Der Tote lag schon bereit. Er war entkleidet worden. Das Tuch endete in Höhe seiner Schultern, sodass wir direkt auf das Gesicht schauten, in dem das Loch zwischen den Augen wie ein für alle Ewigkeiten markiertes Brandmal wirkte.

Der Doc hatte bereits seine Instrumente desinfiziert und bereitgelegt. Er nahm eine Pinzette auf und balancierte sie vorsichtig zwischen zwei Fingern.

»Ich werde jetzt die Kugel herausholen. Haben Sie etwas anderes vor, Mr Sinclair?«

»Ja.« Mit dieser Antwort überraschte ich nicht nur den Doc, auch meinen Freund Suko.

»Wieso denn?«, fragte dieser.

»Wirst du gleich sehen.« Ich holte mein Kreuz hervor. Als der Doc es sah, schüttelte er den Kopf und ging unwillkürlich einen Schritt zurück. Suko aber blieb und nickte, denn er hatte mich verstanden.

Vorsichtig näherte ich meine rechte Hand mit dem Kreuz der Einschussstelle. Sie zeigte noch immer die braunen Ränder. In einem etwas weiteren Umkreis allerdings hatte die Haut einen bläulichen Ton angenommen, als hätte es dort einen Bluterguss gegeben.

Von zwei Seiten wurde ich angestarrt, als ich mein Experiment durchführte. Das Kreuz bekam in der folgenden Sekunde Kontakt – nichts geschah. Als ich es aber direkt mit seinem Ende auf das Einschussloch setzte, sahen Suko, der Doc und ich das helle Flimmern, das wie ein Schatten über das Kreuz lief.

Magie war im Spiel!

Sofort zog ich meine Hand zurück, schaute den Inspektor an und fragte: »Alles klar?«

»Und wie.«

»Was meinen Sie?« Der Doc hatte auf das Leuchten wohl nicht so sehr geachtet.

Ich erklärte es ihm und folgerte gleichzeitig daraus, dass der Anschlag wohl mir gegolten hatte.

»Soll ich das Geschoss trotzdem aus dem Schädel holen?«, fragte er.

»Ich bitte darum.«

Er warf uns noch einen schiefen Blick zu und machte sich an die Arbeit. Wir zogen uns ein wenig zurück, da wir ihn nicht stören wollten. Deshalb unterhielten wir uns auch nicht.

Der Doc war ein alter Hase, der seinen Job verstand. Er arbeitete geschickt und routiniert, wobei er seine Handlungen noch kommentierte. »Na komm schon, stell dich nicht so zäh an. Das bist du doch gar nicht, du Kügelchen.«

Ob es eine Kugel war, wollte ich ebenfalls noch dahingestellt sein lassen.

Sekunden später hatte der Doc es geschafft. Über seine Lippen rann ein Lächeln. »Alles okay«, sagte er aufatmend, zog den rechten Arm zurück, drehte ihn und ließ das, was sich zwischen den beiden Backen der Pinzette befand, in eine kleine Schale fallen.

Es war ein Pfeil!

Ich schluckte. Demnach hatte ich mich nicht geirrt. Bisher war ich mir nämlich nicht sicher gewesen, weil in der Halle einfach alles zu schnell abgelaufen war. Nun hatten wir den Beweis bekommen.

Der Doc schüttelte den Kopf. »Das ist Wahnsinn«, hauchte er. »So ein kleiner Pfeil.«

»Und wie tief der in den Schädel eingedrungen war« bemerkte Suko.

»Da haben Sie Recht, Inspektor.« Der Doc runzelte die Stirn. »Ich frage mich, von welcher Waffe der Pfeil abgeschossen worden ist.«

»Zu Pfeilen gehört ein Bogen«, erklärte ich.

»Nicht unbedingt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Mr Sinclair, schauen Sie sich den Pfeil genau an. Ich hatte ja Zeit. Der ist nicht so simpel, ich würde ihn als ein kleines Kunstwerk bezeichnen, deshalb kommt ein Bogen für mich irgendwie nicht in Frage. Aber das müssen Sie herausfinden.«

Ich tat dem Doc den Gefallen und nahm noch eine Lupe zu Hilfe.

Der Arzt hatte Recht. In der Tat war dieser Pfeil etwas Besonderes. Er hatte an seinem Ende Stabilisierungsfedern und auch winzige Ballaststückchen. Ein äußerst kunstvolles Werk hatte man hier geschaffen. Und eine tödliche Waffe.

»Was sagen Sie?«, fragte uns der Arzt, nachdem auch Suko den Pfeil untersucht hatte.

Ich blickte den Arzt ernst an. »Das ist in der Tat eine ungewöhnliche Mordwaffe«, gab ich zu.

»Und dazu wollen Sie den Bogen suchen?«

Der Arzt hatte die Frage mit einem sehr ungewöhnlichen Unterton gestellt, sodass wir aufhorchten. Suko fühlte ihm auf den Zahn. »Sie haben doch sicher einen Verdacht, Doc.«

»Den habe ich tatsächlich.« Er legte seinen Zeigefinger gegen die Stirn. »Könnte der Pfeil nicht von einer Armbrust abgeschossen worden sein? Ich meine, er ist auf gewisse Art und Weise außergewöhnlich. Der braucht nicht unbedingt zu einem normalen Bogen zu passen, das kann auch eine Armbrust gewesen sein.«

Suko und ich schauten uns gegenseitig an. Beide nickten wir. »Ja, Doc, das ist gar nicht mal schlecht«, bestätigte ich.

»Dann brauchen Sie nur die Person zu finden, die den Pfeil abgeschossen hat. Pardon…« Er lächelte. »Ich meine natürlich den Zwerg oder Gnom.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil ein normaler Mensch so etwas nicht…« Er wusste selbst nicht mehr weiter. »Na, ja, Sie wissen schon.« Dann sprach er mich an. »Was schauen Sie so seltsam, Mr Sinclair?«

Ich war mit meinen Gedanken ganz woanders. Plötzlich erinnerte ich mich an ein Abenteuer, das erst kurz zurücklag. Da war ich in eine Zeit hineingezogen worden, die man als spätes Mittelalter umschreiben konnte. Und dort hatte ich eine gewisse Diablita und ihre Mörder-Gnome oder Trolle kennen gelernt. Es war die erste Spur zu dem geheimnisvollen Hector de Valois gewesen, der einstmals zu den Templern gehört und ihre Macht verbreitet hatte.

Diablita gab es noch, und ich fragte mich, ob nicht auch die Mörder-Trolle existierten und es geschafft hatten, die Zeiten zu überbrücken, um in unserer Gegenwart Terror zu verbreiten.

»Sie sagen ja nichts, Mr Sinclair.«

Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich haben Sie Recht, Doc. Das kann so gewesen sein.«

»Sie meinen das mit dem Zwerg.«

»Ja.«

Er lächelte. »Ich kenne ja Ihren Job, und ich weiß ferner, mit welchen Aufgaben Sie sich beschäftigen. Zwerge sind natürlich keine Geister, sondern Märchenfiguren…«

»Sie glauben gar nicht, Doc, wie oft Märchen für uns schon zu Tatsachen geworden sind.«

»Dann wird Ihre Suche also einem Zwerg gelten«, fasste er zusammen.

»Wir müssen es zumindest in Betracht ziehen.«

»Und niemand hat den kleinen Killer gesehen«, sagte Suko. »Ich empfinde das als schlimm.«

Natürlich war es das. Dem Zwerg konnte es wegen seiner Größe leicht gelingen, sich überall zu verstecken. Wer achtete schon auf ihn, und möglicherweise war er noch kleiner als die Gnome, die ich bisher erlebt hatte.

»Jedenfalls danken wir Ihnen für Ihre Mühe«, sagte ich zum Abschluss und reichte dem Mann die Hand.

»Nichts zu danken. Ich untersuche den Toten noch weiter. Falls ich etwas Außergewöhnliches finde, sage ich Ihnen Bescheid.«

»Ja, tun Sie das.«

Wir gingen wieder. In diesem unterirdischen Bereich war von der großen Aufregung der anderen Etagen nichts zu spüren. Wir wollten auch nicht anderen Kollegen über den Weg laufen und fuhren mit dem Lift direkt in die Etage, in der unser Büro lag.

Glenda saß im Vorzimmer. Ihr Gesicht war blass, und sie wirkte steif wie eine Puppe. »Da seid ihr ja«, sagte sie stöhnend.

Ich lächelte. »Wieso? War etwas?«

»Du hast gut reden. Da wird neben dir jemand ermordet, und du nimmst das einfach hin.«

»Was soll ich machen? Der Anschlag hat wahrscheinlich mir gegolten. Aber Glück muss der Mensch eben haben.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Hier ging dauernd das Telefon. Ich glaube, im Yard dreht man durch. Ein Mord in diesem Hause, das ist verrückt.«

Ich hob die Schultern. »Wenn man es mit magischen Gegnern zu tun hat, sieht alles anders aus.«

»Hast du das denn?«

»Davon können wir ausgehen.«

»Und wer steckt dahinter?«, wollte Glenda wissen.

»Tut mir Leid. Noch tappen wir im Dunkeln. Deshalb fangen wir am besten mit einem Kaffee an.«

»Ja, und bei mir wäre es ein Tee«, sagte Suko.

»Auf den Schreck werdet ihr einen besonders guten bekommen«, erklärte Glenda.

»Kannst du dich denn noch steigern?«, fragte ich.

Sie funkelte mich an. »Was glaubst du, was ich noch alles kann, John? Du müsstest mich nur mal…«

Als Suko sich grinsend räusperte, verstummte Glenda und bekam einen roten Kopf.

Ich lachte, drehte mich um und wandte mich dem Büro zu, das Suko und ich gemeinsam benutzten.

Es war alles normal. Wir stießen die Tür auf, traten über die Schwelle, und dann hörte ich Sukos Stimme. »Was ist das denn?«, fragte er überrascht.

Ich hatte den Gegenstand im selben Augenblick entdeckt.

Er lag auf dem Schreibtisch, war nicht größer als ein menschlicher Arm und zeigte eine Puppe.

Nur war es eine besondere, denn sie trug auf dem Rücken eine Armbrust.

***

Wir hatten den Mörder!

Dieser Gedanke schoss mir durch den Kopf, und ich dachte daran, dass wir uns auch nicht getäuscht hatten, denn die Puppe war mit einer Armbrust bewaffnet.

»Das gibt es doch nicht!«, hauchte Suko. »Wie kommt die denn auf unseren Schreibtisch?«

»Frag sie mal?«

Wir scherzten zwar, aber es war uns verdammt ernst, denn die auf unserem Schreibtisch liegende Puppe zeigte sich tatsächlich für einen Mord verantwortlich.

Das war unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich, und wir hüteten uns zunächst, die Puppe anzufassen. Zudem wies ich Glenda an, im Vorzimmer zu bleiben.

»Was ist denn, John?«

»Erkläre ich dir später.«

Ich schloss die Tür und sah Suko, der in einer etwas abwartenden Haltung vor dem Schreibtisch stand. Er traute dem Braten ebensowenig wie ich und betrachtete die Puppe mit skeptischen Blicken.

»Wie kommt sie hier herein?«, flüsterte er.

»Frag mich lieber was Leichteres.« Ich trat an den Schreibtisch und senkte den Kopf.

Die Puppe lag auf dem Rücken. Sie war ungefähr so gekleidet, wie man sich Robin Hood früher vorgestellt hatte. Ein grünes Wams, Stiefel, einen Rock aus Leder und auf dem Kopf einen grünen Filzhut mit langer Feder.

Die Armbrust interessierte mich am meisten, natürlich auch die Pfeile, die noch im Köcher steckten.

Als ich meine Hand ausstreckte, um die Puppe anzufassen, zog Suko seine Beretta und zielte auf den kleinen Gegenstand. »Nur vorsichtshalber«, erklärte er.

»Danke.«

Zwischen zwei Finger nahm ich sie und musste feststellen, dass die Puppe aus Holz bestand. Keine weiche Masse, sondern festes, normales Holz, eben eine Puppe.

Und die sollte gemordet haben?

Sie musste es im Prinzip sein, denn die Pfeile sahen ebenso aus, wie der, den der Doc aus dem Kopf der Leiche gezogen hatte. Und die Armbrust passte ebenfalls dazu.

»Da versteckt sich der Killer in deinem Büro«, flüsterte Suko und lachte leise. »Damit hätte ich nicht im Traum gerechnet.«

Ich ebenfalls nicht, aber wir hatten einen Beweis für unsere Vermutung bekommen, und ich wollte den Fall sehr vorsichtig angehen. Die Puppe musste untersucht werden. Mein Kreuz würde sich dafür eignen. Schon einmal hatte es reagiert. Aber ich brauchte auch meinen Kaffee und ging ins Vorzimmer.

»Was war denn los?«, fragte Glenda.

Ich berichtete ihr in zwei Sätzen davon.

Vor Schreck bekam sie den Mund nicht mehr zu. »In *eurem* Büro, John, war die Puppe?«

»Sie ist noch da.«

»Wie kommt sie denn dorthin?«

Ich lachte. »Das frage ich mich auch.« An der Kaffeemaschine blieb ich stehen. »Hast du nichts gesehen?«

»Dann hätte ich etwas gesagt.«
»Stimmt auch wieder.« Ich schenkte ein, während sich Glenda um Sukos Tee kümmerte. Als sie die Tasse in der Hand hielt, sagte sie mit leiser Stimme: »Weißt du was, John, ich habe Angst.«
»Wovor?«
»Vor dieser Puppe oder was immer sie sein mag. Das ist furchtbar. Die kann töten. Wir sind hier nicht sicher, die kommt durch Mauern, Wände und geschlossene Fenster. John, was kann das sein?« Sie schaute mich so ausdrucksvoll an, als könnte ich ihr die genaue Antwort geben, doch auch ich musste passen.
»Sorry, Mädchen, keine Ahnung.« Ich nahm ihr die Teetasse aus der Hand und balancierte jetzt zwei.
Glenda lief schon zur Tür, um sie zu öffnen. Sie warf einen vorsichtigen Blick in das Zimmer und zog sich hastig zurück, als hätte sie Angst, von einem Monster angegriffen zu werden.
Auf der Schwelle blieb ich noch einmal stehen. »Bitte keine Störungen in der nächsten halben Stunde – okay?«
»Natürlich.«
Ich lächelte noch einmal optimistisch und betrat den Raum. Suko nahm mir seine Tasse ab und stellte sie auf den Schreibtisch. »Es hat sich nichts getan.«
Ich hob die Schultern. »Vielleicht schläft unser kleiner Killer jetzt.«
»Du hast Nerven.«
Auch ich stellte die Tasse ab und nahm den ersten Schluck. Suko saß mir gegenüber. Zwischen uns lag die kleine Killer-Puppe, die so harmlos aussah und es doch nicht wahr.
»Wie machen wir es?«, fragte der Inspektor. »Willst du es tatsächlich mit dem Kreuz versuchen?«
»Ja.«
»Und wenn du sie zerstörst?«
Ich hob die Schultern. »Dann haben wir einen Killer weniger.«
Mein Freund lachte. »Mensch, du hast Humor.«
Den braucht man manchmal sogar in diesem Job. Ich holte das Kreuz hervor und wog es für einen Moment auf der Handfläche, als plötzlich das Telefon klingelte.
Ärgerlich verzogen wir beide die Gesichter. »Hast du dir nicht eine Störung verbeten?«, fragte Suko.
»Ja, das schon. Wenn Glenda durchstellt, ist es wichtig.« Bevor Suko den Arm ausstreckte, hielt ich den Hörer bereits in der Hand und hörte die Stimme unseres Chefs.
»Sie haben den Killer, John?«
»Ja, auf dem Schreibtisch.«
»Dann stimmt das mit der Puppe, wie Miss Perkins mir berichtete?«
»In der Tat, Sir.«

»Und?«
»Ich hatte vor, sie zu untersuchen. Vielleicht zerstöre ich sie auch, wenn ich das Kreuz nehme, aber das Risiko muss ich eben in Kauf nehmen. Tut mir Leid.«
»Machen Sie das, was Sie für richtig halten. Und noch etwas…«
Ich hörte nicht mehr zu, was mein Chef sagte. Während des Gesprächs hatte ich die Puppe nicht aus den Augen gelassen und sah plötzlich, dass ein Zucken durch ihren Leib lief. Aber nicht nur durch den Leib, auch die Glieder bewegten sich. Die Arme und die Beine zitterten. Ich hörte die Stimme des Alten aus dem Hörer schallen, sagte nur: »Gleich, Sir, gleich«, und legte auf.
Da stand die Puppe schon.
Bevor ich sie anfassen konnte, streckte Suko seinen Arm aus und fluchte einen Moment später laut auf.
Ich sah auch den Grund. Quer über seinen Handrücken lief ein blutiger Streifen, obwohl er die Puppe nicht berührt hatte. Zwangsläufig lenkte mich diese Tatsache ab. Ich stellte eine Frage, auf die ich keine Antwort bekam, denn die Puppe sprang mit einem gewaltigen Satz zurück und landete auf dem Boden des Büros.
Und dort bewegte sie sich rasend schnell.
Plötzlich hielt sie die Armbrust fest, spannte sie, und der erste Pfeil lag bereits auf.
Er zielte auf mich.
»John, weg!« Suko schrie mir die Warnung zu. Das hätte er gar nicht gebraucht, denn ich warf mich auf dem Stuhl sitzend zurück, als sich der Pfeil von der Waffe löste…
Wieder sah ich den glühenden Schein, der mir schon unten in der Halle aufgefallen war. Er huschte sehr dicht an meinem Gesicht vorbei, als ich mich noch auf dem Weg befand.
Dann schlug ich auf.
Mit dem Schreibtischstuhl war ich umgekippt. Zum Glück hatte ich den Kopf etwas eingezogen, da ich nicht voll gegen den Boden hämmern wollte. Ich zog die Beine an, stieß den Stuhl von mir und rollte mich zur rechten Seite hin.
Dort stand auch der kleine Killer.
Der nächste Pfeil lag bereits auf der Waffe.
Mit den Füßen erwischte ich den umgekippten Stuhl und bewegte ihn auf die Puppe zu. Sie schoss den Pfeil ab. Wieder flammte er kurz auf, bevor er in den Sitz hieb und ihn genau an dieser Stelle in Brand setzte.
Suko war ebenfalls nicht untätig gewesen. Er schlug einen Bogen, um von der anderen Seite her an die kleine Puppenfigur heranzukommen. Während ich hochschnellte, hatte Suko den kleinen Killer fast erreicht, und wieder hörte ich sein Fluchen.

Kurz schaute ich hin.
Suko zuckte in diesem Moment zurück. Ich sah, dass Blutstropfen wie Perlen aus der Schnittwunde an der Wange quollen.
»Geh weg!«, schrie ich ihm zu, als die kleine Puppe bereits den nächsten Pfeil abschoss.
Diesmal hätte sie mich fast an der Schulter erwischt. Schräg wischte der Pfeil an mir vorbei und hieb in die Wand, ohne weiteren Schaden anzurichten.
Allmählich wurde es kritisch. In unserem eigenen Büro kamen wir uns wie Überfallene vor, und ich wollte dem ein Ende setzen.
Bevor die Killer-Puppe den nächsten Pfeil aufgelegt hatte, riss ich meinen Schreibtischstuhl hoch und ließ ihn schräg nach unten rasen.
Ich hatte damit gerechnet, die Puppe zerschmettern zu können, das war nicht der Fall, denn dicht über ihr spürte ich einen gummiartigen Widerstand, hörte ein leises Knirschen und schaute erschreckt hoch.
Jetzt erst sah ich die Fäden!
Hauchdünn waren sie und kamen aus dem Nichts. Die Erklärung dafür fiel mir wie Schuppen von den Augen. Nicht eine normale, von Dämonen beeinflusste Holzpuppe sollte uns killen, sondern eine Marionette.
Im nächsten Moment wischte sie in die Höhe und war verschwunden. Dabei sah ich noch etwas Schwarzes unter der hellen Decke, konnte es jedoch nicht genau identifizieren. Und einen Lidschlag später war alles vorbei. Nur der umgekippte Schreibtischstuhl und einige Brandflecken erinnerten an das Geschehene.
Und natürlich Sukos blutende Wunden. Eine im Gesicht, die anderen auf der Hand. Er hatte ein Taschentuch hervorgeholt und tupfte das Blut aus der Gesichtswunde ab. Dabei war er ebenso sprachlos wie ich.
Ich hob automatisch den Stuhl auf und schielte an die Zimmerdecke, aber dort war nichts zu sehen.
»Weg!«, sagte Suko. »Verdammt, einfach so.«
»Und dich hat es erwischt.«
Er winkte ab. »Damit konnte ich nicht rechnen. Weißt du eigentlich, was es war, John?«
»Ja. Eine Marionette. Der Unbekannte hat sie hochgezogen, bevor ich sie mit dem Kreuz berühren konnte.«
Der Inspektor ließ das Taschentuch sinken und rief Glenda im Vorzimmer an. Er bat sie um Pflaster.
»Ja«, hörte ich ihre Stimme.
Ich saß schon wieder, trank den Kaffee aus und steckte mir ein Stäbchen an. Allmählich bekam auch ich ein unangenehmes Gefühl.
Irgendwas stimmte hier nicht. Wir wurden belauert, und ich hatte keine Ahnung, von wem.
Nur den Schatten hatte ich gesehen.

Einen dunklen Schatten, fast schwarz. Da kam mir natürlich der Verdacht, es mit dem Spuk zu tun zu haben.

Ich blies den Rauch aus und schaute zur Tür, als diese vor Glenda geöffnet wurde. Ihre Augen vergrößerten sich, und sie schüttelte den Kopf. »Was ist denn mit dir passiert, Suko?«

»Man hat mich rasiert.«

»Wieso?«

»Das will ich noch herausfinden. Hast du das Pflaster?«

»Natürlich. Warte, ich mache das.«

»Nett von dir.«

Während Glenda Suko verarztete, dachte ich über diesen verzwickten Fall nach. Jemand wollte mit aller Macht unseren Tod. Da nahm er auch auf Unschuldige keine Rücksicht, wie der Mord in der Halle bewiesen hatte. Aber wer steckte dahinter?

Waren es tatsächlich Diablitas Mörder-Gnome gewesen? Nein, die hatten anders ausgesehen, hier spielte jemand mit gefährlichen Marionetten, die an rasiermesserscharfen Fäden hingen. Und diese waren durchaus in der Lage, einem Menschen die Kehle durchzuschneiden. Hinzu kam erschwerend, dass sie wegen ihrer Dünne kaum zu erkennen waren. Und wenn, dann war es meistens zu spät.

Suko war dafür das beste Beispiel.

Glenda klebte das letzte Pflaster auf. »So, jetzt siehst du ausgezeichnet aus.«

»Ja, die nächste Miss-Wahl steht auch an.«

Natürlich wollte Glenda wissen, was geschehen war. Wir weihten sie nicht ein und rieten ihr nur, sich vor plötzlich auftauchenden Puppen in Acht zu nehmen.

»Wie?«

»Die killen und verschwinden.«

Sie wurde bleich, drehte sich und sagte mit tonlos klingender Stimme: »Hattest du Puppen gemeint, John?«

»Klar.«

»Dann schau mal zum Fenster!«

Nicht nur ich sah hin, sondern auch Suko. Und beide entdeckten wir hinter der Scheibe die grinsende Marionette. Eine Kasperlepuppe mit einem breit Gesicht, aber mit Augen versehen, in denen das Feuer der Hölle leuchtete.

Im nächsten Moment zerplatzte die Scheibe!

***

Der Mann, der durch die Klappe in der Tür das in Alu-Folie verpackte Essen schob, riskierte wieder einmal einen Blick auf die Gefangene, die lässig auf dem Bett saß und ihm kalt entgegenschaute. Das war ein

Weib! Eine richtige Sexbombe.
Der Mann schluckte. Er freute sich immer darauf, sie ansehen zu können.
»Ihr Essen!«
»Wirf es her!«
Normalerweise hätte der Kalfaktor einen Teufel getan, doch in diesem Fall gehorchte er. Er streckte seinen Arm durch die Klappe, holte aus, und noch in derselben Sekunde hallte sein mörderisches Schreien durch die unterirdische Anlage. Das Gesicht des Mannes verzog sich zu einer schmerzgepeinigten Grimasse. In seine Augen schossen Tränen, und er sah die Frau auf dem Bett nur noch verschwommen.
Der Schmerz wühlte in seinem rechten Gelenk. Er konnte wegen der tränenverschleierten Sicht nicht erkennen, was sich dort alles tat, aber er sah das Blut, wie es aus einer tiefen Wunde hervorquoll, die sein gesamtes Handgelenk umschloss.
Jemand schnitt hinein.
Sekunden nur hatte dieser Vorgang gedauert, und als es ihm endlich gelang, durch eine rasche Drehung seine Hand zurückzuziehen und selbst in den Gang zu tauchen, brach er dort zusammen. Bis gegen die Wand fiel er, hielt die malträtierte Stelle an seinem Gelenk mit der Linken fest und hörte die aufgeregten Rufe seiner Kollegen sowie die hastigen Schritte, als man zu ihm rannte.
Man fand ihn fast bewusstlos und mit einem so tiefen Einschnitt im Gelenk, dass schon Lebensgefahr bestand.
Sofort wurde ein Arzt alarmiert, aber das alles kümmerte die Frau mit dem Namen Moira Cargal nicht. Sie saß noch immer seelenruhig auf ihrem einfachen Bett und schaute zu der offenstehenden Klappe in der Tür.
Zwischen dem oberen Ende der Tür und der Decke tanzte eine kleine Figur. Ihre Arme und Beine bewegten sich hektisch auf und ab. Es war eine Negerpuppe, und das dunkle Gesicht zeigte tiefrot lackierte Lippen, sodass es den Ausdruck bekam, als wollte es jeden Betrachter anlächeln. Eine Waffe trug die Puppe nicht. Sie schwebte nur da, und Moira Cargal, die Frau auf dem Bett, nickte ihr lächelnd zu, bevor sie zusah, wie dicht unter der Decke zwei schwarze Wolken entstanden, in deren Innern sich Hände abzeichneten, die dafür sorgten, dass in die Marionette Bewegung geriet. Jetzt zogen sie die Puppe hoch.
Sie tauchte blitzschnell in die Wolken ein, und es sah so aus, als hätte sie sich aufgelöst.
Moira Cargal war wieder allein.
Am liebsten hätte sie lauthals gelacht, doch sie riss sich zusammen, denn sie wollte die Männer draußen auf dem Gang nicht noch aufmerksamer machen. Sie sollten sich mit dem Verletzten

beschäftigen, dann bekam sie ihre Ruhe. Zunächst einmal wurde die Klappe in der Tür zugeschlagen, das war ihr recht.

Moira empfand die Zelle nicht als ein Gefängnis. Es war ihr erst vor wenigen Sekunden bewiesen worden, dass sie nicht ohne Hilfe dastand. Man hatte sie zwar eingesperrt, aber es gab im Hintergrund und im Unsichtbaren lauernde Wesen, die damit nicht einverstanden waren und ihr helfen wollten. So wie jetzt.

Gelassen stand sie auf.

Wer sie ansah, konnte den Kalfaktor verstehen. Moira Cargal war in jeder Hinsicht eine besondere Frau. Rassisch ließ sie sich schlecht einstufen. Jedenfalls zeigte ihr Gesicht negroide Züge, aber auch Weiße oder Mischlinge mussten sich unter ihren Vorfahren befunden haben, und so war es zu dieser interessanten und für Männer äußerst aufregenden Mischung gekommen.

Ihr Bruder war ein Weißer gewesen, doch das kümmerte sie nicht, es hatte sie nie gekümmert. Sie wusste nur, dass sie seinen Tod rächen und den Mann töten wollte, der sich dafür verantwortlich zeigte.

John Sinclair!

Um ihn zu bekommen, hatte sie alles eingesetzt. Und John war ihr in die Falle gegangen und somit in ihren Bann geraten. Mit Hilfe von Drogen hatte sie ihn zu einem willfähigen Werkzeug gemacht, damit sich anschließend die Zombies mit ihm hatten beschäftigen können.

Zum Glück für John war ihr das nicht ganz gelungen. Siehatten diesen Chinesen nicht in ihre Rechnung mit einbezogen, denn diesem Mann war es gelungen, Sinclair herauszuhauen und sogar Oganda, ihren mächtigen Leibwächter, auszuschalten.

Jetzt saß sie in der Zelle.

In den ersten Tagen war es schlimm für sie gewesen, doch am Abend des zweiten Tages wusste sie, dass es ihr besser gehen würde. Jemand hatte Kontakt mit ihr aufgenommen, und auf diesen Jemand, den sie bisher nicht gesehen hatte, konnte sie sich verlassen.

Ihr göttinnengleicher Körper wurde von Kleidungsstücken verhüllt, die man ihr in die Zelle geworfen hatte. Eine Hose, ein Pullover. Beides von einer grauen Farbe. Sie fühlte sich darin unwohl, außerdem stanken die Sachen nach einem billigen Waschmittel. Aber sie wusste auch, dass sie dieses Zeug nicht mehr lange anbehalten würde.

Obwohl sich Moira wie in Lumpen gehüllt vorkam, war ihre Schönheit nicht zu übersehen. Wenn sie sich bewegte, knisterte es.

Moira Cargal war eine exotische Schönheit. Das wusste sie, und die Männer lagen ihr zu Füßen.

Ein Tisch, ein schmaler Schrank, ein Waschbecken, das Bett, ein Regal unter der Decke die Lampe und die nackten, grün gestrichenen und vollgekritzelten Wände, so sah ihre Zelle aus, die sie gehasst

hatte. Man sperrte eine Frau wie sie nicht ein. Moira war es gewohnt, frei zu sein, und diese Freiheit würde sie sich auch wieder zurückholen, darauf konnten sich die anderen verlassen.

Ihr Blick glitt bis an den Fleck über der Tür. Dort hatte sich die magische Zone gezeigt, da war jemand aus dem Unsichtbaren erschienen und hatte ihr geholfen.

Ein erster Kontakt war entstanden.

Sie lächelte, als sie daran dachte. Dass dem Kalfaktor fast die Hand dabei abgeschnitten worden war, kümmerte sie nicht. Das waren Dinge, die sie nichts angingen. Sie saß hier ein und wartete darauf, dass sich weiterhin etwas tat, aber zuvor wollte sie essen.

Moira lächelte, denn sie vernahm die Stimmen außerhalbder Zelle. Die Männer hatten sich noch immer nicht beruhigt. Man würde Nachforschungen anstellen und natürlich auf die Zeugenaussagen des Verletzten hören. Dann wurde sie verhört.

Und darauf war Moira Cargal gespannt.

Sie zog die obere Folie ab, schaute in die dreigeteilte Menagerie und schüttelte den Kopf. Der Fraß, den man ihr vorsetzte, war etwas für Schweine. Irgendein braunes Gemisch aus Nudeln, viel Sauce und ein paar Gemüsestreifen.

Allein der Geruch ließ ihren Appetit vergehen.

Moira schob das Essen zur Seite, bevor sie aufstand und an die Tür trat. Sie legte das Ohr gegen das Holz und lauschte.

Nichts war mehr zu hören. Die Männer hatten sich mit dem Verletzten zurückgezogen. Wahrscheinlich würden sie ihn ausfragen, sobald er wieder bei Besinnung war, und anschließend kam sie an die Reihe.

Wahrscheinlich würde auch Sinclair kommen.

Und auf ihn freute sie sich besonders.

Sein Name stand für alles! Er hatte das gewaltige Imperium ihres Bruders zerstört, die Armee von Zombies und auch die Insel Voodooland vernichtet. Dafür musste und würde er büßen, wenn es im Augenblick auch nicht danach aussah. Aber sie würde diesen verdammten Wänden entfliehen, das stand fest, und dann gab es keine Kompromisse mehr.

Wieder schielte sie zur Tür hoch. Von dort war ihr jemand zu Hilfe geeilt. Auf eine unerklärliche magische Art und Weise, aber Moira wusste sehr genau, dass es viele Dinge auf der Welt gab, die man mit dem Verstand nicht erklären konnte. Sie glaubte an den Wert der Hölle, an ein bestimmtes Leben nach dem Tode, und sei es auch nur ein zombiehaftes, ein untotes.

Über das Gesicht glitt ein Lächeln. In Moiras Augen trat ein gewisses Funkeln. Wer sie näher kannte, der wusste jetzt, dass sie unter einer gewissen Spannung stand und diese auch für sich ausnutzen konnte.

Moira tastete…

Sie war ein Mensch, der fühlen konnte. Sie nahm Dinge wahr, die andere nur rochen. Sie reagierte auf Strömungen, die im Unsichtbaren ihren Ursprung hatten und auf sie zuglitten.

Jemand wollte mit ihr Kontakt aufnehmen.

Eine direkte Stimme vernahm sie nicht, aber da war etwas in ihrem Hirn, das sie als laute Gedanken empfand und auch gedanklich darauf antwortete.

»Wer bist du?«

»Denk an früher…!«

»Wieso?«

»Als dein Bruder und du noch Kinder wart, da hast du mich gesehen. Ich kam in euer Dorf, ich war da und belustigte euch. Ihr habt mir zugesehen. Ihr wart erfreut, als ich meine Arbeit aufnahm…«

Plötzlich wusste sie Bescheid. Über ihr dunkles Gesicht glitt ein Leuchten. Den folgenden Satz flüsterte sie. »Dann bist du Mr. Doll – oder nicht?«

»Ja, erraten…«

Auf einmal begann Moira zu zittern. Sie dachte an ihre Jugend und an den Mann, der in das Dorf gekommen war und stets von einem Schleier des Geheimnisses umgeben war.

Doll hatte schon damals in seinen gespielten Stücken von einem geheimnisvollen Zauber berichtet, den er beherrschte. Für ihn waren die Puppen mehr als nur Gegenstände gewesen, mit denen man spielen konnte. Sie waren lebendige Wesen, die in hellen Vollmondnächten auf Waldlichtungen tanzten, sangen und lachten.

Ständig musste Moira an Mr. Doll denken, mit dem sie sich damals so lange unterhalten hatte und der ihr eines versprach: Falls es ihr einmal schlecht gehen sollte, würde er sich an sie erinnern.

Jetzt ging es ihr schlecht, aber wieso hatte der andere überhaupt ihre Spur aufnehmen können? Er war durch die Insellandschaft der Karibik gezogen, und er hätte damals schon alt und heute längst begraben sein müssen. Trotzdem lebte er.

Sie holte tief Luft. Auf einmal zitterten ihre Knie. Schweiß drang aus den Poren und zeichnete ein Muster auf ihre Stirn. So leicht war sie durch nichts zu erschüttern, aber diesmal konnte sie nicht anders. Vorsichtig ging sie zurück und setzte sich hin.

Minuten vergingen. Als sich Moira erholt hatte, versuchte sie vergeblich, Kontakt mit Mr. Doll aufzunehmen. Er meldete sich nicht, blieb still und im Hintergrund.

Dafür hörte sie etwas anderes.

Schritte!

Vom Gang her drangen die Echos bis in ihre Zelle. Vor der Tür verstummten sie. Moira Cargal wusste genau, was sie erwartete.

Das jedoch schreckte sie nicht.
Im Gegenteil, sie freute sich darauf, und ein breites Lächeln huschte über ihre sinnlichen Lippen…

***

Die Scherben des Fensters flogen uns entgegen. Und mit ihnen jagte die Puppe ins Zimmer.
Dieser Kasper mit den bösen, roten Augen, dessen Maul weit aufgerissen war, sodass dieses hässliche, krächzende Lachen an unsere Ohren drang.
In den folgenden beiden Sekunden tat ich nichts. Ich war einfach zu geschockt und nahm allein das Bild auf, das sich mir bot. Suko stand rechts von mir und ziemlich weit vom Fenster entfernt. Glenda trat näher zur Tür hin. Sie hatte das Pech, von den Scherben getroffen zu werden, und dieser gefährliche Kasper schaffte es auch, die Entfernung zu ihr mit einem gewaltigen Sprung zu überbrücken.
Weder Suko noch mir gelang es, einzugreifen, denn die kleine Figur hing plötzlich an Glendas Kehle und ließ ein Lachen hören, das uns eine Gänsehaut über die Rücken jagte.
Endlich handelte ich.
Ein Sprung brachte mich zu Glenda. Ich wollte den Kasper packen und spürte plötzlich die Schmerzen an beiden Händen, als die dünnen, fast unsichtbaren Fäden die langen Wunden rissen. Ich sah das Blut, wollte aber nicht aufgeben.
Doch die verdammten Fäden gerieten in Bewegung und wollten sich um meine linke Hand wickeln.
Es wurde kritisch. Und das nicht nur für mich, auch für Glenda Perkins, denn sie begann plötzlich zu röcheln. Ihre Gesichtsfarbe änderte sich. Sie wurde bleich wie eine Leiche, die Augen quollen aus den Höhlen, während der verdammte Kasper an ihrer Kehle hing und aus seinem breiten Maul ein gellendes Lachen drang.
Ich kam nicht an ihn heran. Die verdammten Fäden rissen mir die Haut auf, Blut perlte über meinen Arm, aber da war zum Glück Suko, der die Nerven behielt.
Er griff ein.
Dass er die Dämonenpeitsche gezogen und die drei Riemen ausgefahren hatte, war von mir nicht wahrgenommen worden. Ich spürte nur die Wirkung, und dies auch bei mir.
Die Schläge klatschten plötzlich gegen Glenda, mich und auch gegen den gefährlichen Kasper.
Über die Treffer konnte ich nur lächeln. Was waren sie schon im Vergleich zu den Schmerzen meiner Hand? Uns kam es allein auf die Wirkung an. Und die Peitsche schaffte es.
Das Lachen brach ab.

Die Puppe gab überhaupt keinen Laut mehr von sich. Dafür wurde sie von der magischen Kraft der drei Riemen zerstört. Plötzlich fing sie Feuer. Das Holz brannte wie Zunder, der Rauch roch widerlich scharf, als würde altes Fleisch verkohlen, und dann war weder etwas von ihr noch von den gefährlichen Fäden zu sehen.

Glenda war gerettet.

Sie taumelte zurück. In den Knien konnte sie sich kaum abstützen.

Pfeifend drang der Atem aus ihrem Mund. Die Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, und als sie mit dem Rücken gegen die Verbindungstür zwischen den beiden Büros stieß, brach sie dort keuchend in die Knie. Auf ihre Hände stützte sie sich und würgte.

Ich schaute ebenfalls meine Hände an.

Beide waren von diesen rasiermesserscharfen Fädenerwischt worden. Vier dünne Wundenstreifen zählte ich. Die Verletzungen waren nicht tief, aber sie brannten, als hätte jemand Säure darauf geschüttet.

Nur Suko hatte nichts abbekommen. Er meinte lässig. »So einen unfreundlichen Kasper habe ich noch nie erlebt.«

»Ich auch nicht.«

Während Suko sich um Glenda kümmerte, ging ich an den Schreibtisch, wo das Pflaster lag.

Der durch das zerstörte Fenster pfeifende Wind hätte es fast noch von der Platte geweht. Im letzten Augenblick konnte ich zugreifen und es festhalten.

Ich ließ mich auf Sukos Stuhl fallen, rollte mich in einen toten Winkel, wo schon herumgewehte Papiere lagen, und begann damit, mich zu verarzten. Zum Glück waren die Wunden nicht so groß. Die Pflasterstreifen reichten noch aus.

Suko hatte Glenda wieder auf die Füße geholfen. Unsere Sekretärin hatte noch immer Schwierigkeiten beim Luftholen. An ihrem Hals waren die Abdrücke kleiner Hände zu erkennen.

»Der, der hätte mich erwürgt!«, keuchte sie und schüttelte den Kopf. »Das hätte der gemacht.«

Wir widersprachen nicht, aber uns allen war verdammt unwohl zu Mute. Auch Suko wusste nicht, was er noch antworten sollte.

Diese Angriffe aus dem Unsichtbaren waren einfach grauenhaft, weil sie so plötzlich kamen. Es gab einfach keine Warnung. Und das im Gebäude von Scotland Yard!

»Brauchst du einen Arzt?«, fragte ich Glenda.

»Nein, nein, es geht schon so.«

»Okay, dann lauf lieber ins Vorzimmer. Hier zieht es zu sehr.«

Sie lächelte und strich über meine rechte Wange. »Danke, John, dass du mir…«

»Ich habe dir nicht geholfen. Das war Suko.«

»Aber du hast es versucht.«

»Mir blieb nichts anderes übrig.«
Glenda ging. Suko und ich blieben zurück. Er schaute sichmeine Wunden an. »Glück gehabt, John. Das hätte auch ins Auge gehen können.«
»Oder noch tiefer.«
»Sicher.« Suko ging zum Fenster. In dieser Höhe wehte stets ein scharfer Wind. Der Inspektor lehnte sich durch die Öffnung und schaute in die Tiefe. Anschließend drehte er den Kopf, um an der Hauswand in die Höhe zu schauen, und suchte die Flächen auch zu beiden Seiten des Fensters ab. Zu sehen war nichts, wie er mir beim Umdrehen erklärte.
»Auf diese Art und Weise versuchen sie es nicht mehr«, sagte ich.
»Kann ich mir vorstellen. Und jetzt?«
Ich lachte. »Werden wir mal mit jemandem reden. Der fällt vom Hocker, wenn er erfährt, dass sein heiliger Yard nicht mehr das ist, was er einmal war.«
Suko lachte. »Hör auf. Scotland Yard hat schon einige Angriffe überstanden. Denk an die magische Bombe oder an die Phantom-Killer.«
»In letzter Zeit häufen sich die Angriffe. Und das gefällt mir wiederum nicht.« Ich war schon auf dem Weg zum Telefon, hob ab und tippte Sir James Nummer ein. Anschließend wollte ich einen Handwerker beauftragen, eine neue Scheibe einzusetzen.
Sir James meldete sich nicht. Auch beim fünften Läuten hob er nicht ab, und ich schüttelte den Kopf.
»Was ist denn? Erreichst du ihn nicht?«, fragte Suko.
»Nein.«
»Er müsste in seinem Büro sein.«
»Ja«, sagte ich nachdenklich. »Er müsste es…« Ich schaute Suko scharf an. »Verdammt, da stimmt etwas nicht!«
»Meinst du, dass…?«
»Und ob ich das meine. Komm!«
Wir rasten los. Suko war schneller. Er riss die Tür zum Vorzimmer so hastig auf, dass sie mir fast gegen den Kopf geschlagen wäre. Als wir wie Schatten durch den Vorraum stürmten, schaute uns Glenda entsetzt nach.
Dann waren wir verschwunden. Bis zum Büro unseres Chefs waren es nur wenige Schritte über den Gang. Zwei Kollegen stießen wir noch zur Seite. Diesmal rammte ich die Tür zuerst auf. Sollte sich unser Verdacht als Ente herausstellen, konnte ich mich noch immer entschuldigen. Aber das musste erst abgewartet werden.
Wir sahen ihn nicht, wir hörten ihn nur stöhnen. Und es klang verdammt schlimm.
Mit einem Ruck rissen wir die Zwischentür auf, schauten in das Büro

und sahen unseren Chef.

Neben seiner zerbrochenen Brille lag er am Boden. Über ihm tanzten drei Puppen, die allesamt schwarze Gewänder trugen, die tuchartig ihre Körper um flatterten.

Verbunden waren die Puppen mit diesen höllisch scharfen, kaum zu erkennenden Fäden, die bereits schrecklich gewütet hatten, denn die Kleidung des Superintendenten war zerschnitten und sein Körper von zahlreichen blutenden Wunden übersät…

***

Nicht eine Sekunde durften wir zögern!

Wie von selbst sprangen uns die Waffen in die Hände. Ich zog die Beretta, Suko verließ sich auf seine Dämonenpeitsche, die er noch ausgefahren in den Gürtel gesteckt hatte.

Und ich feuerte als Erster.

Der Schuss peitschte durch den Raum. Mit der geweihten Silberkugel traf ich die Puppe dicht über dem Kopf des Superintendenten.

Sie begann plötzlich zu tanzen, verkohlte und fiel zu Boden.

Die anderen beiden Puppen wurden von Sukos Peitsche erwischt.

Voller Wut zerhämmerte der Chinese sie und berührte dabei auch die Fäden, die unter dem Kontakt mit der Dämonenpeitsche kurz aufglühten und dann vergingen. Sie bedeuteten keine Gefahr mehr.

Gemeinsam bemühten wir uns um Sir James. Als wir neben ihm knieten und direkt in sein Gesicht schauten, sahen wir das Schreckliche aus unmittelbarer Nähe.

Das Gesicht schwamm in Blut. Es strömte aus den kleinen Schnittwunden, und zum Glück waren die Augen verschont geblieben. Da auch die Brille des Superintendenten zerstört worden war, wusste ich nicht, ob er uns überhaupt erkannte. Aber er würde an den Stimmen hören, wer sich in seiner Nähe befand.

»Sir«, sagte ich kratzig. »Bitte, Sie dürfen sich jetzt nicht bewegen. Bleiben Sie ruhig liegen…«

»Ja, John…«

Suko alarmierte bereits den Rettungsdienst. Mein Blick glitt über den Körper des Superintendenten.

Keine Stelle war ausgelassen worden. Die Fäden mussten ihn regelrecht umwickelt haben, und wären wir nur Minuten später gekommen, hätte es einen Sir James weniger gegeben.

Ich hatte ihn noch nie zuvor so erlebt. Bisher war er als Chef und Mann im Hintergrund stets aus der unmittelbaren Gefahr herausgehalten worden, obwohl er auch schon einige haarige Situationen hinter sich gebracht hatte. Aber so, wie er jetzt vor uns lag, war das ein völlig neues Bild, das mich nicht kaltließ.

Er war noch bei Bewusstsein, und trotz seiner Schmerzen, die ihn

einfach peinigen mussten, wollte er mir etwas sagen.

»Sir, bitte, jetzt nicht…«

Er fasste nach meiner Hand. »John, Sie müssen diese verdammten Puppen kriegen…«

»Das verspreche ich Ihnen.«

»Ich werde schon wieder auf die Beine kommen.« Er stöhnte und atmete schwer. »Dann müssen Sie mir sagen, dass Sie es geschafft haben. Es muss eine Sicherheit geben. Sonst können wir den Yard schließen. Haben Sie verstanden, John?«

»Natürlich, Sir.«

»Und klären Sie auch die Hintergründe auf«, ächzte er. »Tun Sie um Himmels willen alles, um…« Sir James verzog das Gesicht.

Er konnte nicht mehr, und ich fühlte, wie der Griff um meine Hand erschlaffte. Für einen Moment durchtoste mich ein schrecklicher Gedanke. War Sir James vielleicht tot?

Nein, sein Herz schlug noch. Ihn hielt aber eine gnädige Bewusstlosigkeit umfangen.

Ich hörte Suko atmen. Er stöhnte dabei. »Meine Güte«, flüsterte er, »damit habe ich nie gerechnet. Nein, das ist einfach unglaublich.«

Ich erhob mich. »Hast du bemerkt, welche Energie in ihm steckt?«

»Ja. Davon können sich manche Junge eine Scheibe abschneiden. Der ist noch vom alten Schlag.«

»Und wird auch wieder zusammengeflickt. Davon bin ich fest überzeugt«, erklärte ich.

Endlich kam Hilfe. Wir hörten die Leute schon draußen auf dem Gang. Ich lief hin und öffnete die Tür. Ein Arzt und zwei Männer mit einer Trage stürmten in den Raum.

Der Arzt kniete sofort nieder und startete eine kurze Untersuchung. Sir James bekam dann eine Spritze.

»Wie sieht es aus?«, fragte ich den Mediziner.

»Er wird es überstehen.« Der Arzt gab den Sanitätern einen Wink.

»Zum Glück sind die Wunden nicht sehr tief. Sir James wird es überleben.«

Wir schauten zu, wie der Superintendent auf die Trage gelegt wurde. Die beiden Sanitäter verstanden ihr Handwerk. Sie gingen sehr vorsichtig mit dem Bewusstlosen um.

Schon auf dem Weg nach draußen, sagte einer von ihnen: »Seltsam, der Mann im Keller hatte die gleiche Verletzung, nur eben tiefer. Da steckt doch System dahinter.«

Ich hatte die Worte zwar verstanden, reagierte aber erst, als die Männer schon auf dem Flur waren. Plötzlich klickte es bei mir, und ich rannte los.

Zum Glück holte ich die Sanitäter ein. »Moment noch, wie war das eben mit dem anderen Mann?«

Sie verstanden erst nicht, bis ich die Worte wiederholte.

»Ach so – ja.« Der Mann hob die Schultern. »Aus dem Untersuchungsgefängnis ist ein Beamter angegriffen worden, als er einer Gefangenen das Essen brachte.«

»Einer Gefangenen?«, vergewisserte ich mich.

»Ja, so einem Luxusweib!«

»Dunkelhäutig?«

Der Mann nickte. »Das hat man mir gesagt. Zu Gesicht bekommen habe ich sie leider nicht.«

Mir reichte das als Information. Ich ließ die beiden ziehen. Suko hatte mitgehört und sprach mich an. »John, ich werde das Gefühl nicht los, dass wir uns mit Moira Cargal eine Laus in den Pelz gesetzt haben. Und das mitten im Yard Building…«

***

Jetzt interessierte uns natürlich der Mann, der von Moira angegriffen worden war. Als wir mit ihm sprachen, er hatte den rechten Arm bis über den Ellbogen verbunden, lag er in einem Krankenzimmer, schaute uns aus tief in den Höhlen liegenden Augen an und versuchte, auf unsere Fragen klare Antworten zu geben.

Wenige Minuten reichten uns. In dieser Zeit hatten wir erfahren, dass nicht die Frau ihn angegriffen hatte, sondern ein Gegner, den er persönlich nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommen hatte.

Der Mann würde bald in ein normales Krankenhaus überführt werden, wo die Wunde genäht werden musste. Wir wünschten ihm gute Besserung und gingen.

Suko war sehr nachdenklich geworden. Ihn beschäftigten wahrscheinlich die gleichen Gedanken wie mich, und er sprach sie auch aus. »Moira Cargal, John, das ist die Laus, die in unserem Pelz sitzt.«

Von mir erntete er keinen Widerspruch. »Ich frage mich nur, wie sie das geschafft hat. Ist sie eine Magierin gewesen?« Ich gab mir selbst die Antwort. »Nein, das war sie nicht. Das hätten wir bemerken müssen. Sie ist ein Mensch wie du und ich, auch wenn ihr Bruder eine Armee von Zombies regierte. Wobei ich nicht einmal glaube, dass es ihr richtiger Bruder war.«

»Wieso?«

»Ich habe Damion Cargal kennen gelernt. Der war halb Mensch und halb Roboter.«

»Du kannst sie ja fragen.«

»Was meinst du, wo uns der nächste Weg hinführt? Moira sitzt in der Zelle, und genau da ist der Wärter angegriffen worden. Sie ist die Spinne, die ihr Netz ausgebreitet hat.«

»Das Puppennetz.«

Ich stutzte. »Weshalb sagst du das?«
Suko lächelte. »Aus einem bestimmten Grund. Es ist so. Hat Voodoo nicht auch etwas mit Puppen zu tun?«
»Ja, schon. Weshalb fragst du mich? Man fertigt Puppen an, die so aussehen wie die Person, die man auf die Liste gesetzt hat. Die Puppen werden magisch beeinflusst, um sie anschließend mit irgendwelchen Nadeln zu verletzen, damit sich die Schmerzen auf die Person übertragen, die der Puppe nachgebildet worden ist.«
»Alles klar, Herr Doktor. Fragen wir Moira, wie sie persönlich zu Puppen steht.«
»Und darauf freue ich mich schon.«
Wir beide wussten, wo die Frau untergebracht war. So ohne weiteres konnten wir den Trakt nicht betreten. Einige Kontrollen mussten wir über uns ergehen lassen, bis wir schließlich bei einem Uniformierten landeten, der sich als Tageschef ausgab.
Es war ein Sergeant, der uns anschaute wie zwei Fremde und knurrig nach den Wünschen fragte.
»Wir möchten mit Moira Cargal reden.«
Der Mann hob die Augenbrauen. »Weshalb?«
»Das brauchen wir Ihnen nicht zu sagen.«
»Sie ist nicht da.«
»Und wo können wir sie finden?«
»Kollegen verhören sie.«
»Wer?«, fragte ich.
Der Sergeant nannte mir einen Namen, den ich kannte. Ich rief den Kollegen im Verhörzimmer an, und diesmal wurde abgehoben.
»Ach, Sie sind es, Sinclair. Habe ich mir gedacht. Wollen Sie kommen und zuhören oder…?«
»Nein, lassen Sie die Dame wieder in die Zelle zurückbringen.«
»Und dann?«
»Kümmere ich mich um sie.«
Er lachte in den Hörer. »Sie glauben gar nicht, wie wohl mir jetzt ist. Mag sie noch so ein Rasseweib sein, mir jedenfalls ist sie nicht geheuer. Doch Sie sind es ja gewohnt, sich mit solchen Dingen herumzuschlagen.«
»So ähnlich.«
»Ich lasse sie wieder in die Zelle bringen. Eines will ich Ihnen noch sagen. Aus ihr haben wir nichts herausbekommen. Die schweigt, grinst uns an und hält uns ansonsten für Idioten, wie mir scheint.«
»Haben Sie das Gefühl, dass sie mehr weiß?«
»Und ob.«
»Okay. Wir werden in zehn Minuten an der Zelle sein.«
»Viel Spaß.«
Der Sergeant schielte uns an. Er hockte auf einem Stuhl, der viel zu

klein für seinen fetten Hintern war. »Hier geht einiges vor, nicht?«, fragte er.

»Ja«, erwiderte ich, »und auch zurück.«

»Mann, Sie!« Er wollte sich hochstemmen, ich legte ihm meine Hand auf die Schulter.

»Seien Sie lieber friedlich. Alles andere würde Ihnen schlecht bekommen, glauben Sie mir.«

»Klar, ich weiß, wer Sie sind. Der große Geisterjäger. Aber irgendwann fallen Sie auch mal rein, das kann ich Ihnen versichern. Da fressen die Geister Sie auf.«

»Vielleicht bin ich unverdaulich.« Ich wurde wieder sachlich. »Begleiten Sie uns zur Zelle oder…«

»Bei einem so hohen Besuch gehe ich natürlich persönlich mit.« Er arbeitete sich hoch. »Die Kleine ist eine verdammt scharfe Puppe. An der hätte ich auch meinen Spaß.«

»Sparen Sie sich Ihre Bemerkungen.«

Wir gingen. Der Sergeant roch nach Schweiß. Irgendwie konnte ich ihn verstehen. Es ist nicht jedermanns Sache, in einem solchen Bunker Dienst zu tun.

Wir kannten uns hier unten aus. Schon des Öfteren waren unsere Gegner hier untergebracht worden. Unter anderemauch Jane Collins, die jetzt in der Nähe von Frisco lebte und von der ich seit langer Zeit nichts mehr gehört hatte, obwohl ich sicher war, dass sich unsere Wege wieder kreuzen würden. Aber Jane hatte sich eine gewisse Bedenkzeit erbeten, die wollte und musste ich ihr einfach zugestehen.

Wir erreichten die Zelle. Der Sergeant öffnete eine Klappe in der Tür und schaute hindurch.

»Ja, sie ist da.«

»Danke.«

Er schloss auf, wir betraten den viereckigen Raum und wurden von einem Lachen empfangen. »Willkommen, Geisterjäger, auf dich habe ich schon einige Zeit gewartet…«

***

Sie saß auf dem Bettrand, hatte die Beine lässig übereinander geschlagen und rauchte. Die Zigarette hielt sie zwischen Mittel- und Ringfinger, die Lippen waren zu einem spöttischen Lächeln verzogen. Dieser Ausdruck glich dem ihrer Augen.

Suko schloss hinter mir die Tür. Auch wenn man sie leise zudrückte, blieb ein etwas hallendes Echo zurück, das mir überhaupt nicht gefiel, weil es irgendwie endgültig klang.

»Du hast Verstärkung mitgebracht«, sagte sie. »Traust du dich allein nicht?«

»Reden Sie keinen Unsinn!«

»Es ist aber doch so.« Sie warf die Zigarette zu Boden und trat sie aus. »Übrigens, John, die Stunde mit dir auf dem Diwan wird mir in ewiger Erinnerung bleiben.«

»Ja, mir auch.«

»War ich so gut?«, fragte sie.

»Nein, die Droge war zu stark.«

Da lachte sie girrend und legte dabei den Kopf zurück. Urplötzlich wechselte sie das Thema. »Und jetzt seid ihr hier, weil ihr ohne meine Hilfe nicht mehr weiterwisst. Stimmt es?«

»Überschätzen Sie sich da nicht ein wenig?«, fragte ich.

»Keineswegs.« Sie hob die Schultern. »Ohne mich kommtihr nicht weiter. Schade nur, dass wir uns unter diesen Umständen wiedertreffen. Auch fühle ich mich in meiner Kleidung unwohl. Sie passt nicht zu mir, findest du nicht auch, John?«

Ich blieb gelassen. Einmal hatte mich die Schönheit der Frau geblendet. Ein zweites Mal würde mir das nicht mehr passieren. Sie bekam mich nicht mehr auf den Diwan.

Ihr Gesicht besaß einen Ausdruck, den man schlecht beschreiben kann. Irgendwie lauernd, gleichzeitig ein wenig naiv und durch die Form des Mundes auch schmollend. Jedenfalls strahlte diese Person eine gehörige Portion Sex aus.

»Ich warte«, sagte sie.

»Was ist geschehen?«, fragte ich.

»Habt ihr das nicht mitbekommen?«

»Schon. Es hat einen Toten gegeben und mehrere Verletzte.«

»Sogar euch hat es erwischt. Die Pflaster sprechen für sich.« Sie hob die Arme und ließ die ausgestreckten Hände klatschend auf die Schenkel fallen. »Irgendwie müsst ihr in den Kreislauf hineingeraten sein, und ich wette, dass es deine Schuld ist, Sinclair. Du hättest mich nicht hinter Gitter stecken sollen. Das macht man nicht mit einer Moira Cargal. Ich bin ein freies Leben gewohnt, ich hasse es, wenn man mich einsperrt, und zahle zurück.«

»Dann hast du die Puppen kommen lassen!«, sagte Suko hart.

»Ach, der Chinese hat auch etwas zu sagen. Freu dich, dass dich dieses schwarzhaarige Luder gerettet hat, sonst hättest du jetzt meine Kugel im Balg.«

Mit dem schwarzhaarigen Luder hatte sie Shao gemeint, die uns tatsächlich im letzten Augenblick zu Hilfe geeilt war.

»Es spielt jetzt keine Rolle«, erklärte Suko. »Uns geht es allein um die Puppen.«

»Die netten kleinen Killer-Püppchen«, präzisierte Moira.

»Oder Voodoo-Puppen«, wurde ich noch deutlicher.

»Möglich.«

Sie lächelte so kalt und gleichzeitig so wissend, dass wir davon

überzeugt sein mussten. Moira Cargal hatte etwas mitden Vorfällen innerhalb des Yard zu tun. Ich fragte mich nur, wie sie dazu kam, die Puppen herbeizuschaffen?

Sie schnickte lässig mit den Fingern, um danach auf mich zu weisen. Wie eine Pfeilspitze stach ihr Nagel vor. »Ja, großer Geisterjäger, jetzt weißt du nicht mehr weiter…«

»Aber Sie wissen es.«

Sie hob ihre schwarzen Augenbrauen und fuhr mit fünf Fingern durch die Lockenpracht. Dabei nickte sie. »Das kann sein, Geisterjäger, das kann sogar sehr gut sein.«

»Und Sie werden es uns verraten?«

»Nein!«

Es gibt Neins, die klingen endgültig, dann gibt es welche, die kann man mit einem Vielleicht vergleichen, also kompromissbereit, und andere hören sich so an, als hätte der Antwortende genau das Gegenteil von dem gemeint.

Ich tippte hier auf die Mitte. »So endgültig war es nicht, wie mir scheint.«

Moira Cargal lächelte. »Du hast gute Ohren, John«, sagte sie leise.

»Soll das heißen, dass Sie mit uns zusammenarbeiten wollen?«, hakte ich nach.

»Mit dir?« Ihr Blick nahm an Härte zu. »Sinclair, du vergisst, dass ich jemand bin, der dich hasst. Du trägst die Schuld am Tode meines Bruders. Du allein. Du hast sein Imperium zerstört; du hast sein Lebenswerk zunichte gemacht. Und dann verlangst du tatsächlich, dass ich mit dir zusammenarbeiten soll?«

»Von dir kam der Vorschlag.«

»Erinnere dich daran, dass ich dich töten werde, sobald ich die Gelegenheit dazu finde.«

»Das weiß ich.«

»Und trotzdem willst du mit mir arbeiten?«

»Ja.«

»Geht es dir dabei um mich?«

»Nein, um die Puppen.«

Sie lachte. »Herrlich, diese Ausrede. Immer nur die Puppen. Sind sie so wichtig für dich?«

»Es sind Mörder.«

Moira ließ sich Zeit mit der Antwort, bevor sie sagte: »So siehst du es, Sinclair. Aber ich nicht. Für mich sind die Puppen keine Mörder, sondern Beschützer. Sie beschützen mich. Sie geben auf mich Acht. Da können die Mauern noch so dick sein, die Puppen sehen alles. Sie beobachten uns, auch jetzt. Es kann sein, dass sie urplötzlich erscheinen und dir mit ihren Bändern die Kehle zersägen, denn sie werden von einem wahren Meister seines Fachs geführt.«

Das war etwas Neues. »Es gibt also diesen Puppenspieler!«
»Natürlich.«
»Ist es der Teufel?«
Sie lachte mich aus und lehnte sich dabei zurück. »Der Teufel, Sinclair. Immer nur der Teufel, wie? Wenn du nicht weiterweißt, holst du ihn her. Nein, der ist es nicht.«
»Wer dann?«
»Glaubst du im Ernst, dass ich dir den Namen verrate?«
»Nein, das nicht. Aber wenn wir zusammenarbeiten, sollten Sie das, Moira. Wirklich.«
Ich fing einen von Sukos warnenden Blicken auf. Mein Freund und Partner traute der Frau natürlich nicht, und auch das Gespräch geriet für seinen Geschmack zu sehr auf Abwege. Es war zwischen Moira und mir viel gesagt worden, über das noch nachgedacht werden musste, und auch Moira dachte so. Sie begann damit, in der Zelle auf und ab zu gehen.
Wir ließen die Frau gewähren. Lässig gab sie sich und auch sicher.
Es hatte überhaupt nicht den Anschein, als wäre sie eine Person, die unter Druck stand.
Als Moira eine Zigarette von mir forderte, bekam sie diese auch.
Feuer gab ich ihr ebenfalls.
Suko beobachtete sie mit kalten Blicken. Er mochte Moira nicht, das zeigte er sehr deutlich, aber er hielt sich auch in seinen Kommentaren zurück.
Moira rauchte einige Züge, fixierte mich und sagte plötzlich. »Es gibt eine Chance, Sinclair. Ich habe es mir überlegt.«
»Und die wäre.«
»Du musst mich freilassen!«
Ich war nicht mal überrascht, weil ich mir so was gedacht hatte.
Sie wollte aus der Zelle, verständlich, sie handelte auch, ebenfalls verständlich, aber ich konnte sie nicht so ohne weiteres freilassen.
Langsam schüttelte ich den Kopf.
»Nicht?«, fragte sie.
»Genau.«
Moira ließ die Zigarette fallen und trat die Kippe aus. »Dann wirst du auch weiterhin nichts herausfinden«, erklärte sie. »Glaube nur nicht, dass ich mit dir zusammenarbeite und hier in der Zelle bleibe. So etwas wäre lächerlich.«
»Welchen Grund sollte ich haben, dich freizulassen?«
Dass ich in den vertrauten Tonfall übergegangen war, fiel mir kaum auf. Ihre Forderung, so berechtigt sie von ihrer Seite auch war, konnte ich nicht so einfach erfüllen. Ich hätte auch gar nicht gewusst, was als offizieller Grund zur Debatte stand.
»Also nicht«, hakte sie noch einmal nach.

»Genau.«
Sie lächelte kalt, wobei der Ausdruck ihrer Augen starr blieb.
»Aber ich will hier raus.«
»Das glaube ich Ihnen.«
»Wenn ich nicht rauskomme, trägst du die Schuld am Tod zahlreicher Menschen, Sinclair.«
»Wieso?«
»Bisher hat es nur einen Toten gegeben. Den in der Halle. Es könnte jedoch gut sein, dass es noch einen zweiten, dritten und auch vierten gibt. Nach oben hin sind keine Grenzen gesetzt.« Nach diesem Satz ließ sich Moira wieder auf das Bett fallen, winkelte ein Bein an und stellte den Fuß auf die Kante. Ihre Hände umfassten dabei das Knie.
Ich überlegte. Sie hatte natürlich Recht, wenn sie so argumentierte. Und dass sie es ernst meinte, hatte sie uns schon mehrmals bewiesen. Sir James hatte es ebenfalls schwer erwischt, und ich spürte in meiner Kehle ein verdammt trockenes Gefühl.
»Der Puppenspieler wartet nicht lange«, flüsterte Moira. »Er wird dafür sorgen, dass ich…«
»John, lass dich auf nichts ein!«
»Chinese, du solltest ruhig sein, sonst bist du der Erste, dem der Hals zersägt wird. Und deine kleine Freundin wird es wenig später erwischen. Ich habe hier das Sagen, das sollte euch inzwischen klar geworden sein. Lange warte ich nicht.«
Ich zeigte mich kompromissbereit. »Und wenn ich tatsächlich auf Ihren Vorschlag eingehe?«
»Könnte ich dich zum Puppenspieler führen.«
»Was geschieht dann?«
»Du weißt, dass ich deinen Tod will. Der Puppenspieler ebenfalls. Aber du könntest mit der Gewissheit sterben, zahlreiche andere Menschenleben gerettet zu haben.«
Es waren zynische Worte, die sie mir da gesagt hatte. Aber sie hatten den Kern des Problems getroffen. Ich befand mich tatsächlich in der schlechteren Position, obwohl es nicht so aussah. Moira Cargal hatte einen mächtigen Helfer. Wir wussten das. Und sie war in der Lage, uns mit diesem Helfer im Rücken zu erpressen.
»Ich an deiner Stelle, Sinclair, würde nicht so lange überlegen. Es ist deine einzige Chance.«
»Was geschieht, wenn ich auf Ihren Vorschlag eingehe?«
Sie hob die Schultern. »Wir würden uns in deinen Wagen setzen und wegfahren.«
»Toll. Wohin?«
»Zum Puppenspieler.« Sie gab die Antwort mit einem kalten Lächeln auf den Lippen. Ich las daraus eine gewisse Hinterlist. Moira ging es allein darum, mich in eine Falle zu locken. Sie wollte meinen Tod und

war überzeugt, es auch zu schaffen. Sie lockte mich bewusst in eine Falle, denn auch ich wollte den Fall lösen und vor allen Dingen wissen, wer sich hinter diesen schrecklichen Vorgängen verbarg.

Der Puppenspieler!

Ich hatte nie davon gehört und schaute, bevor ich die nächste Frage stellte, meinen Freund Suko an. Dessen Gesichtsah ich an, dass er nicht einverstanden mit dem war, was Moira forderte. »Wer ist dieser Puppenspieler, der hinter dir steht?«

»Mein Beschützer!«

»Das war nicht Oganda?«

»Er auch.«

»Und weshalb hat der Puppenspieler nicht eingegriffen?«, erkundigte ich mich. »Dann wäre alles gar nicht so weit gekommen.«

»Das kannst du ihn selbst fragen.«

»John, die will dir einen Bären aufbinden und hält dich für einen Idioten«, warnte Suko. »Das merkt man doch. Sie ist sich selbst nicht sicher, wie sie reagieren und was sie sagen soll. Machen wir uns doch nichts vor. Der Puppenspieler ist eine Erfindung von ihr…«

»Die Puppen auch?«, fragte Moira kalt. »Sind die Marionetten auch eine Erfindung von mir?«

»Nein, das nicht.«

»Sollen noch mehr Leute sterben, oder bist du bereit, Chinese, deinen Freund zu opfern?«

»Noch lebt er.«

»Ja, vielleicht wird er auch weiterleben. Bestimmt aber hat er ein Gewissen, das kennt man ja von euch. Ihr könnt nicht überall sein. Die Marionetten sind plötzlich da. Sie schlagen immer dann zu, wenn man am wenigsten mit ihnen rechnet. Das solltet ihr wissen.«

Da hatte sie Recht. Nie hätte ich damit gerechnet, von dieser Frau in eine solche Zwickmühle gebracht zu werden. Ich kam mir allmählich vor wie ein Statist auf einer Bühne, die mir selbst gehörte.

»Lange warte ich nicht mehr. Entscheide dich, Sinclair!«

Suko wollte etwas sagen und mich beeinflussen. Ich aber hob die Hand, und er wurde still. Dann nickte ich. »Ja, Moira Cargal, ich gehe auf deinen Vorschlag ein.«

Zischend atmete sie aus.

Suko schwieg. Er schüttelte nur den Kopf und ballte eine Hand zur Faust. Ich aber wandte mich ab. »Es gibt nocheinige Vorbereitungen zu treffen. Wir sehen uns gleich wieder…«

***

Es hatte tatsächlich geklappt, und dies ohne die ausdrückliche Zustimmung unseres Chefs, der bereits im Krankenhaus lag, wo man sich um seine Verletzung kümmerte.

Natürlich hatte sich Moira ausbedungen, dass ich allein fuhr.

Keinen Begleiter und auch keine Verfolger. Wenn sie davon etwas merkte, wollte sie alles ändern. »Es geht schon klar.«

Eine Stunde später saßen wir in meinem Bentley. Als ich mich in den fließenden Verkehr einordnete, atmete Moira tief durch. Über ihr Gesicht glitt dabei ein breites Lächeln. »Das ist die Freiheit«, kommentierte sie.

»Sicher. Wohin darf ich fahren?«

»In Richtung Mayfair.«

»Klar.«

Ich fuhr nicht sehr schnell, passte mich dem Verkehr an und konzentrierte mich stark. Moira zeigte eine gewisse Unruhe. Sie rutschte öfter auf dem Sitz hin und her, schaute aus dem Fenster und bewegte manchmal die Lippen, ohne etwas zu sagen. Wahrscheinlich genoss sie es, die Zelle hinter sich zu haben.

Ich dachte darüber nach, wen sie mit diesem Puppenspieler gemeint haben konnte. War es ein Dämon oder ein normaler Mensch?

Auf Fragen meinerseits bekam ich nie eine konkrete Antwort. Sie redete nur davon, dass ich mich überraschen lassen sollte.

Und gerade das wollte ich nicht.

An einer Ampel musste ich stoppen. Vor uns stand ein Truck, der seine Abgase gegen den Bentley blies. »Wer ist der Puppenspieler? Er muss einen Namen haben.«

»Den kennst du.«

»Das glaube ich Ihnen nicht. Auch ich bin nicht nur der Geisterjäger. Ich heiße zudem noch John Sinclair. Also, wer ist der Puppenspieler? Sagen Sie mir seinen Namen.«

»Wir nannten ihn Mr. Doll!«

Ich schüttelte den Kopf, wollte nachfragen, doch die Ampelfarbe sprang um. Als ich auf den grünen Kreis blickte und sich der Truck vor mir in Bewegung gesetzt hatte, gab auch ich Gas. Mir gefielen die Abgaswolken nicht, und ich schaffte es, ihn auch zu überholen.

»Kommen wir noch einmal auf den Puppenspieler zurück. Mr. Doll. Den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Kann ich mir denken.«

»Und er befindet sich in London.«

Moira nickte. Sie hatte dabei gelächelt, und in ihren Augen lag ein Strahlen. Anscheinend musste sie diesen Doll lieben.

»Wie kann man einen Mann nur so nennen?«, erkundigte ich mich.

»Das ist ganz einfach, Sinclair. Mr. Doll hat mich als Kind schon fasziniert. Er kam zu uns, zeigte seine Kunststücke und hatte vor allen Dingen mich ins Herz geschlossen.«

»Wo war das denn?«

»Auf meiner Insel.«

»Nicht hier in London?«
»Nein, ich komme nicht von hier. Wenn ich meine Aufgabe erledigt habe, werde ich auch wieder in die Gegend zurückkehren, aus der ich stamme. Und Mr. Doll nehme ich mit. Er soll mir wieder einen Teil meiner Kindheit zurückbringen.«
Ich begriff nicht so recht, aber ich sah mit einem Blick auf das Armaturenbrett, dass es Zeit wurde, eine Tankstelle anzufahren.
»Aber nach Mayfair geht es geradeaus«, protestierte die dunkelhäutige Moira, als sie sah, dass ich mich anders einordnete.
»Ich weiß. Nur werden wir mit dem Tankinhalt nicht mehr bis Mayfair kommen. Sorry.«
Sie traute mir nicht. »Du willst verzögern, Sinclair!«
»Schau selbst hin.«
Das ließ sich Moira nicht nehmen. Sie beugte sich zur Seite. Ihr Haar kitzelte über mein Kinn. Und der Duft frischer Limonen verwöhnte meine Geruchsnerven.
»Ja, es stimmt.«
»Ich belüge dich nicht.«
Da lachte sie laut. »Sinclair, du glaubst doch nicht, dass ichdir traue. Wenn ich nur einmal merke, dass wir verfolgt werden, ist es aus. Dann gibt es kein Pardon.«
»Wir sind allein.«
»Abwarten.«
Ich ließ den Bentley in die schmale Zufahrt rollen. Weiße Pfeile wiesen den Weg zu unterschiedlichen Tanksäulen. Wir waren nicht die Einzigen, die tanken wollten. Es standen mehrere Wagen vor den Zapfsäulen. Ein rotes Geländefahrzeug einer japanischen Firma fiel mir auf, weil aus ihm drei Typen kletterten, die ziemlich rau aussahen. Keine Rocker, sondern Burschen, die schon ihre Jugend hinter sich hatten und wie Abenteurer wirkten. Sie trugen Lederkleidung und hohe Stiefel.
Der Bentley rollte hinter dem Geländewagen aus, und ich bat Moira, im Wagen zu bleiben.
»Weshalb?«
»Es ist besser. Du würdest zu viel Aufsehen erregen.«
»Stört es dich?«, fragte sie kokett.
»Im Prinzip nicht, aber wir haben eine Aufgabe zu erledigen. Denk daran.«
»Immer.«
Ich öffnete den Wagenschlag und bekam aus den Augenwinkeln mit, dass wir bei den drei Typen bereits Aufmerksamkeit erregt hatten. Das heißt nicht ich, sondern Moira. Durch die Frontscheibe starrten zwei von ihnen die Frau an. Ich kümmerte mich nicht darum.
Es war Selbstbedienung. Die Handgriffe waren mir in Fleisch und

Blut übergegangen.
Und dann stieg Moira aus.
Mir schoss das Blut in den Kopf, als ich mitbekam, dass sie es praktisch darauf anlegte, von den drei Typen angemacht zu werden.
Sie blieb neben der offenen Wagentür stehen und schaute die Kerle interessiert an.
Noch tat sich nichts, aber einer der Kerle ging auf sie zuund sprach sie an. Was er sagte, konnte ich nicht verstehen. Ich hörte Moira nur lachen, bevor sie mir einen Blick zuwarf und der Kerl ebenfalls in meine Richtung schaute.
Da bahnte sich etwas an…
Der Tank war voll. Zahlen musste ich im Haus.
»Du kannst dich wieder in den Wagen setzen, Moira!«, rief ich ihr über das Bentleydach zu.
Sie drehte den Kopf. »Ich hätte noch gern Zigaretten, Bringst du mir welche mit?«
»Ja.«
An der Kasse musste ich warten, weil zwei vor mir bezahlten. Ich holte Geld hervor, zahlte und ließ mir noch zwei Päckchen Glimmstängel geben. Dann ging ich wieder raus.
Hinter der Tür kam mir einer der drei Typen entgegen. Er grinste so breit, dass sich sein dunkler Bart verzog, und wenig später schon sah ich den Grund für diese Reaktion. Die beiden anderen hatten Moira untergehakt und wollten mit ihr zu ihrem Wagen gehen.
Das kam schon einer Entführung gleich.
Ich lief schneller und baute mich vor ihnen auf. »Stopp! So einfach ist das nicht!«
»Ach!«
Der Mann, der mich mit diesem einen Wort angesprochen hatte, drehte sich provozierend langsam um und schaute mich an. Dabei sah er auch auf meinen Ausweis, den ich gezogen hatte, und sein Blick wurde lauernd.
»Bulle?«
»So ungefähr.«
Er grinste. »Davor haben wir noch nie Angst gehabt.«
»Ich auch nicht vor euch. Aber es ist besser, wenn ihr euch verzieht.«
Der Mann hob seinen Arm. Sein Blick wurde kalt. Mit den Fingern knetete er sein Kinn. »Du hältst dich für etwas Besonderes, Bulle, das weiß ich, aber wir sind es auch, merk dir das. Und ich weiß nicht, ob sich die Süße bei dir wohl fühlt.«
»Steigen Sie ein, Moira.«
Sie nickte lächelnd und zog sich zurück. Die Kerle unternahmen nichts. Sie standen nur da, aber ihre Blicke sprachen Bände. Ich hatte das Gefühl, als würden wir uns noch einmal wiedersehen.

Hart schlug ich die Tür zu. »Es war nicht gut von Ihnen, Moira, diese Leute anzusprechen.«
»Wieso?«
»Das werden wir vielleicht später erfahren.« Endlich konnte ich fahren, denn auch der rote Japaner mit unseren »Bekannten« hatte sich in Bewegung gesetzt. Ich rollte an ihnen vorbei.
Aus ihrem höher gelegenen Führerhaus grinsten sie in den Bentley hinein. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als wüssten diese Kerle genau Bescheid. Sollte es vielleicht möglich sein, dass dieses Zusammentreffen nicht auf einem Zufall basierte und Moira noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt?
Ich fragte sie nicht danach, doch von dieser Minute war ich noch misstrauischer geworden.
Mayfair hatten wir bald erreicht. Ich wollte von Moira wissen, wie es weiterging.
»Wir sind gleich da.«
»Muss ich bis zum Hyde Park?«
»Ja, sogar hinein.«
Das hätte sie mir auch vorher sagen können. Ich enthielt mich eines Kommentars und fuhr auf die Park Lane, die die Ostgrenze des Parks bildete. Wir hatten September, allerdings war das Wetter in den letzten Tagen wieder schlechter geworden. Nach einem Altweibersommer sah es nicht aus. Am Himmel zogen dicke Wolkenbänke, gegen Abend würde es sicherlich anfangen zu regnen, und die Schönheit und Frische des Morgens waren im Laufe des Tages verschwunden.
Wegen des Wetters herrschte im Park auch nicht so viel Betrieb.
Auf einem kleinen Parkplatz musste ich den Wagen abstellen.
Neben einem Mercedes rollte der Silbergraue aus.
»Und jetzt?«, fragte ich.
»Gehen wir zu Fuß weiter.«
»Wie lange?«
»Lass dich überraschen!« Moira Cargal stieg aus. Neben dem Fahrzeug blieb sie stehen und schaute sich um. Nichts Verdächtiges war zu sehen. Die Menschen, die sich in der Nähe befanden, gönnten uns kaum einen Blick.
»Hier also finden wir Ihren geheimnisvollen Puppenspieler«, sagte ich. »Interessant. Wohnt er hier?«
»Nein, er arbeitet.«
»Ach.«
»Komm mit.«
Sie wollte nicht mit der Sprache herausrücken und ging kurzerhand vor. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihr zu folgen. Bevor ich das tat, kontrollierte ich meine Waffen. Die Beretta hatte ich ebenso

mitgenommen wie das Kreuz und diesmal auch den Bumerang. Davon wusste Moira nichts. Sie gab sich sehr sicher.

Wir nahmen nicht die offiziellen, breiten Wege, sondern liefen über Abkürzungen. Sehr schmale Pfade, die durch eine allmählich herbstlich werdende Landschaft führten. Das Laub war an vielen Bäumen schon leicht angegilbt. Der Herbst hatte sich früh angemeldet. Möglicherweise hing dies mit der Luftverschmutzung zusammen.

Ich blieb an Moiras Seite und erkundigte mich, weshalb dieser Mr. Doll überhaupt in London weilte.

»Er hätte eigentlich auf der Ausstellung sein sollen.«

»Und weshalb war er das nicht?«

»Weil er es nicht wollte.«

»Aus Angst?«

»Nein, seine Puppen leben. Sie sind Geschöpfe des Voodoo. Marionetten des Grauens.«

»Wie sieht dein Mr. Doll eigentlich aus?«

»Du wirst ihn bald kennen lernen.«

Nur knappe Antworten gab sie mir, und ich hatte auch das Gefühl, kurz vor dem Ziel zu stehen. Irgendwie kam mir Moira Cargal verändert vor. Ihr Gang war ein anderer geworden. Lauernd und vorsichtig setzte sie ihre Schritte.

Vor uns mündete der Weg in eine Treppe. Sieben breite Stufen zählte ich, die zu einem kleinen Plateau hochführten. Links davon befand sich ein Teich, auf dem Schwäne fast lautlos ihre Bahnen zogen, bis zu dem Augenblick, als eines der Tiere fast menschlich laut aufschrie. Ich schaute hin – und sah den Schwan sterben!

***

Aus dem grauen Himmel war die kleine Puppe wie ein Stein gefallen. Sie trug dunkle Kleidung, die den Holzkörper umflatterte, und hielt in den Händen jeweils zwei Waffen. Es waren lange, gefährlich aussehende Messer, mit denen sie blitzschnell zustieß.

Der Schwan versuchte verzweifelt zu entkommen. Er schaffte es nicht mehr, denn die kleine Puppe hatte die Waffen in den langen Hals gestoßen.

Die anderen Schwäne flatterten und schwammen in wilder Panik davon.

Ich packte Moira an der Schulter und zog sie herum. »War das nötig?«, fuhr ich sie an.

»Was fragst du mich?«, erwiderte sie hart lachend. »Mr. Doll wird dir eine Antwort geben!«

Das würde er wohl müssen. Nur hatte ich ihn bisher noch nicht zu Gesicht bekommen. Nur seine Killer-Marionette sah ich, die über dem Wasser schwebte, dessen Oberfläche jetzt leer war und aussah wie

dunkles Blei mit einem grünlichen Schimmer darin.
Mit am gefährlichsten waren die verdammten Fäden, an denen die Puppen hingen. Nach ihnen suchte ich und entdeckte sie auch, als die Puppe sich heftiger bewegte und ein silbriges Schimmern über der Wasserfläche hellere Reflexe erzeugte.
Die Marionette schwang näher. Abermals begann die dunkle Kleidung zu flattern, und der Wind fuhr auch so gegen sie, dass ein dünnes Tuch vom hölzernen Gesicht weggezerrt wurde. Ich erkannte, dass ich es hier mit einer japanischen Puppe zu tun hatte. Jedenfalls ließ die Mongolenfalte darauf schließen.
Ich warf der Frau einen Blick zu. »Wie viele Puppen hat er eigentlich? Geht das quer durch alle Rassen und Völker?«
»Ja«, erwiderte sie, wobei ihre Augen anfingen zu strahlen.
»Schau dir dieses Püppchen mal genau an, Sinclair. Das ist eine japanische Kampfpuppe. So haben früher die Samurais oder Ninja ausgesehen.«
»Ich kenne sie.«
»Dann weißt du ja, wie gefährlich sie sind.«
Die Marionette schwebte in einer schrägen Linie auf uns zu. Jetzt, wo sie näher herangekommen war, sah ich auch die hauchdünnen Fäden, die so mörderisch sein konnten und denen es nichts ausmachte, auch Menschen zu töten.
»Bin ich jetzt ihr Ziel?«, fragte ich.
»Wer weiß…«
Ich wollte die Puppe nicht zerstören, dafür tat ich etwas anderes.
Ein Schritt brachte mich hinter Moira. Ich redete eindringlich auf sie ein. »Wenn sie versuchen sollte, mich zu killen, bist du zuerst an der Reihe.«
»Ist deine Angst so groß, Sinclair, dass du dich hinter einer Frau verstecken musst?«
»Nein, ich will nur sichergehen.«
Ob die Puppe wegen mir abdrehte oder nicht, das war nicht sicher. Jedenfalls änderte sie ihre Richtung und schwebte davon. Ich baute mich wieder neben Moira auf und schaute ihr nach. Dabei fiel mein Blick auch in die Höhe. Er traf genau die Stelle über der Marionette. Und dort sah ich die beiden schwarzen Wolken.
Sie sahen gefährlich aus, sodass ich im ersten Augenblick an den Spuk dachte. Bis ich die beiden Hände schattenhaft erkannte, die sich innerhalb der Wolken abzeichneten.
Das musste Mr. Doll sein! Oder wenigstens die Hände von ihm, die den Fadenwirrwarr betätigten.
»Gehen wir ihr nach«, schlug Moira vor. »Sie wird uns zum Ziel bringen.«
Mir blieb nichts anderes übrig. Zudem wollte ich diesen

geheimnisvollen Puppenmacher unbedingt kennen lernen.

Wir ließen den kleinen Teich hinter uns und erreichteneinen schmalen Weg, der bald darauf in einen breiteren mündete. Von der Puppe sahen wir nichts mehr, aber Moira kannte den Weg auch so.

»Ich spüre ihn bereits«, flüsterte sie. »Ja, er wartet auf uns.«

Sie hatte sich nicht geirrt. Nach einer Kurve bekamen wir freien Blick auf eine Lichtung. Und dort stand das Zelt.

Schwarz, unheimlich, mit einem Eingang versehen, über dem ein Schild hing.

Mr. Doll's Puppenspiele

Moira blieb stehen. »Wir sind da«, sagte sie aufatmend und deutete auf den Eingang. »Hier hält er sich auf.«

Ich wunderte mich, weil das Ganze ziemlich offiziell wirkte. »Gibt er eigentlich Vorstellungen?«, erkundigte ich mich.

»Das hat er früher immer getan. Weshalb sollte es heute anders sein? Aber lass dir gesagt sein, Sinclair. An diesem Tage spielt er nur für uns und meine Rache. Ich finde es nobel von dir, dass du dich für die anderen aufopferst.«

Auf diese Bemerkung ging ich nicht weiter ein. Noch lebte ich, und das sollte auch so bleiben.

Ich ließ Moira stehen und schritt auf das Zelt zu. Es war ziemlich groß, bestimmt fünfzig Zuschauer hätten darin Platz gefunden, und es bestand aus einer schwarzgrauen Plane, die sich im Wind bewegte. Aus der Mitte des Zeltes stach eine Stange hervor, an deren Ende ein Wimpel flatterte. Als Motiv hatte er eine lustige Puppe.

Es wunderte mich, dass wir die Einzigen waren, die sich in der Nähe aufhielten. Wenn dieser Mr Doll für die Öffentlichkeit spielte, musste er damit rechnen, dass auch Zuschauer kamen.

»Wann beginnt denn die nächste Vorstellung?«, fragte ich über die Schulter zurück.

Moira lachte. »Wenn wir es für richtig halten. Sie wird exklusiv für uns eingeläutet.«

»So ist das.«

»Genau.«

Ich ging bis dicht an den Eingang und blieb erst dort stehen, um mich umzuschauen. Auch als ich einen Blick in das Zelt hineinwarf, sah ich weder den Puppenspieler noch eine seiner Marionetten. Es brannte zudem kein Licht, sodass dieses Zelt auf mich wie eine unheimliche Höhle wirkte, in deren Dunkelheit etwas lauerte.

Moira kam ebenfalls näher. »Du kannst ruhig hineingehen, Geisterjäger. Wir werden sicherlich erwartet.«

»Gern, aber nach dir.«

»Willst du fliehen?«

»Dein Misstrauen regt mich auf! Dann hätte ich schon längst die

Chance gehabt. Ich möchte nur keine unangenehme Überraschung erleben, wenn du verstehst.«

»Noch wirst du nicht sterben, Geisterjäger.« Sie schaute mich aus ihren großen Augen dabei an. Ich las in den Pupillen nicht die geringste Spur von Gefühl.

Dieses Weib war eiskalt bis in den Grund seiner Seele!

»Ich werde dir den Gefallen tun, Geisterjäger.« Moira schob sich so dicht an mir vorbei, dass sich unsere Körper berührten. »Ich betrete das Zelt zuerst.«

Wenig später war sie verschwunden. Dafür hörte ich ihre Stimme, die dumpf aus dem Düstern hallte.

»Du kannst kommen.«

Ich atmete tief ein und hatte kein gutes Gefühl, aber mir blieb nichts anderes übrig. Da ich einmal in den sauren Apfel gebissen hatte, musste ich ihn auch runterschlucken, und so setzte ich die ersten Schritte, um das Zelt zu betreten.

Augenblicklich umfing mich die unheimlich wirkende Düsternis.

Da keine Lampe brannte, sickerte nur durch die Lücken in den Planen ein wenig Tageslicht. Ansonsten konnte ich so gut wie nichts erkennen. Selbst Moira entdeckte ich nicht.

Wenn mich jetzt die Puppen aus dem Dunkel angriffen, hatte ich keine Chance, aber diese Attacke blieb aus. Dafür sprach mich Moira wieder an. Ich roch ihr Parfüm, demnach stand sie nicht so weit von mir entfernt. »Komm ruhig noch weiter, Sinclair. Du sollst alles zu Gesicht bekommen. Alles, verstehst du?«

Ich tat ihr den Gefallen.

Draußen war es kühl gewesen, hier staute sich die Luft. Die Wärme gefiel mir nicht. Ich spürte auf meiner Stirn den Schweiß und ahnte etwas von der Gefahr, die mich umgab.

Außerdem wehte mir ein scharfer Geruch in die Nase. So stank Farbe.

Moira schob sich heran. Sie fasste nach meiner Hand. Ihre Haut fühlte sich kalt an. »Komm mit, Geisterjäger, ich werde dich führen. Mr. Doll erwartet dich.«

»Woher weißt du das? Und woher weißt du überhaupt, dass er sich hier befindet?«

»Er sprach mich an…«

Ich musste mich darauf verlassen und auch auf Moira, die vorging und mich abermals hinter sich herzog, als wäre ich ihr Sklave.

Nur stand ich diesmal nicht unter Drogen…

Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Lichtverhältnisse, sodass ich allmählich auch Dinge unterscheiden konnte. Wir schritten durch einen Gang. Rechts und links sah ich kompakte Schatten vom Boden her in die Höhe wachsen, und manchmal streifte ich auch mit

den Beinen gegen sie.

Das mussten die Zuschauerreihen sein, die sich zu beiden Seiten des Ganges ausbreiteten.

Noch ein paar Schritte gingen wir, bevor Moira Cargal stehen blieb. »Wir sind da!«, wisperte sie.

»Und?«

»Warte noch.« Im nächsten Augenblick erhob sie ihre Stimme und rief laut in die uns umgebende Stille hinein: »Mr. Doll, ich habe es geschafft. Er ist bei mir…«

Gespannt wartete ich auf eine Reaktion. Sekunden verrannen.

Moira atmete scharf neben mir. Als wir uns berührten, spürte ich, dass sie zitterte.

»Wo steckt er denn?«, hauchte ich ihr zu.

»Er kommt noch.«

Sie hatte nicht gelogen, denn tatsächlich passierte etwas. In den oberen Regionen des Zeltes flammten plötzlich Lichter auf. Es waren breite Spotlights, die ihre hellen Arme indie Tiefe stachen und sich auf einen Gegenstand konzentrierten.

Ich schüttelte vor Überraschung den Kopf, denn damit hätte ich nicht gerechnet. Normalerweise finden Marionettenspiele auf einer Bühne statt. Hier fiel das Licht auf eine große Steinplatte, die mich an einen gewaltigen Altartisch erinnerte.

Er wurde aus der Finsternis gerissen, und ich sah auch, dass etwas auf dieser Platte lag.

Ein Bündel Lumpen, von denen hauchdünne Fäden in die Höhe stiegen und innerhalb der Scheinwerferstrahlen wie silbrige Spinnennetze glitzerten. Da also lagen die Puppen.

Doch keine Spur von Mr Doll.

Ich legte den Kopf in den Nacken und blickte hoch zum Zelthimmel. Dort ballte sich die Dunkelheit zu Wolken zusammen, die sich auch bewegten, und ich hörte plötzlich die Stimme, die wie ein gewaltiges Donnerwetter auf uns niederraste.

»Willkommen in meinem Reich, John Sinclair…«

Das Echo schwang noch in der Luft, als in die angeblichen Lumpen auf der Altarplatte Bewegung geriet, und vor meinen Augen erhoben sich sechs gefährliche Killermarionetten…

***

Hank Bowler verzog die Lippen zu einem breiten Grinsen, als er dem Bentley nachschaute. »Eine verdammt scharfe Puppe«, sagte er.

»Die würde uns drei sogar reichen.«

Vom hinteren Sitz meldete sich James Ascott. »Nicht nur uns dreien. Da könnte ich sogar noch meinen Bruder mitbringen.«

»Lass die Verwandtschaft lieber zu Hause«, knurrte Ian Dentry, der

Mann auf dem Beifahrer sitz.
»Soll ich den beiden nachfahren?«, fragte Hank.
»Und ob«, antworteten seine beiden Freunde.
Hank tat es gern. Er wartete noch ab, bis sich der Bentley in den fließenden Verkehr eingeordnet hatte. Dann startete er ebenfalls.
Dabei fuhr er ziemlich rücksichtslos, nahm einem Doppeldeckerbus die Vorfahrt und winkte dem Fahrer des Busses dabei grinsend zu.
»Dass ich die Überraschung erleben würde, hätte ich auch nicht gedacht«, sagte Dentry.
»Das ist eben das Schöne an diesen Tagen«, erklärte Hank. »Man ist vor Überraschungen nie gefeit.«
Die drei freuten sich darauf, die Frau wiederzusehen. Sie war genau ihre Kragenweite und kam ihnen wie gerufen. Man musste nur einen besseren Zeitpunkt abwarten.
Die beiden vorn sitzenden Männer behielten den Bentley im Auge. Sie hatten sich ziemlich weit zurückfallen lassen, aber sie blieben stets auf derselben Spur wie der Silbergraue.
Dass dessen Fahrer ein Polizist war, störte sie nicht im Geringsten.
Da hatten sie schon andere Probleme gelöst.
Und irgendwie glichen sich die Männer. Von ihrer Kleidung mal abgesehen, wirkten sie auch sonst wie Brüder, die zusammen durch dick und dünn gingen. Sie hatten die gleichen harten Gesichter, das kalte Funkeln in den Augen und waren auch durchtrainiert.
Abenteurer, die nichts anbrennen ließen, die sich im Dschungel ebenso behaupten konnten wie in einer Großstadt.
Sie wirkten wie ein eingeschworenes Team. Keiner brauchte erst groß etwas zu erklären, doch Ian Dentry sagte plötzlich, wobei Überraschung in seiner Stimme mitschwang: »Die fahren tatsächlich zum Hyde Park.«
»Das ist Wahnsinn!«, flüsterte James.
»Wieso?«
»Denk mal nach, Hank. Der Hyde Park ist ziemlich groß und auch oft leer. Da haben wir unsere Chance.«
»Das denke ich auch.«
Den Rest der Fahrt schwiegen sie. Als sie den Park erreichten, stoppte Bowler, denn er hatte gesehen, dass der Silbergraue nach rechts auf ein kleines Parkgelände abgebogen war. Sicherheitshalber setzte Bowler den Geländewagen zurück, damit er in den toten Winkel geriet.
Dentry stieg aus. »Ich werde mich anpirschen und nachschauen, wo sie hingehen.«
Die anderen beiden stimmten zu. Rauchend warteten sie auf ihren Freund. Eine Gruppe Jugendlicher passierte ihren Wagen. Zwei übermütige Burschen klopften gegen das Blech und liefen danach den

anderen lachend hinterher.

Ian Dentry kehrte zurück. Er stieg erst gar nicht mehr ein und winkte den anderen zu.

Sie verließen den Wagen.

»Und wo stecken sie?«, fragte Bowler.

»Ich weiß es.«

Mehr brauchte Dentry nicht zu erklären, da er auch die Führung übernommen hatte. Sie drangen tiefer ein in den Park, der an dieser Stelle dicht bewachsen war.

Die Männer liefen fast im Gleichschritt. Zudem waren sie kaum zu hören. Nur das Leder ihrer Jacken knarrte. Sie schritten nicht nebeneinander daher, sondern versetzt, damit der eine die anderen vor einer Gefahr warnen konnte. Und Gefahren lauerten überall.

So wie sie daherschritten, erinnerten sie an gefährliche Söldner.

Ihre Gesichter zeigten Spannung an, die Augen blickten hart. Alle drei waren voll und ganz auf das Ziel fixiert.

Dann erreichten sie den kleinen Teich.

Hank Bowler sah den Schwan zuerst. Der tote Vogel schwamm auf dem Wasser. Er war zur Seite gekippt, und im weißen Gefieder hatte das helle Blut ein rotes Muster hinterlassen. Die übrigen Schwäne hielten sich an der entgegengesetzten Seite des Teichs auf.

Sie trauten sich nicht näher heran. Wahrscheinlich waren sie durch das Schicksal ihres Artgenossen gewarnt worden.

»Wer kann das getan haben?«, fragte Dentry.

Die anderen beiden hoben die Schultern. Sie gingen bis zum Ufer des Teichs, bückten sich dort und suchten nach Spuren.

»Nichts«, meldeten sie. »Hier hat kein Kampf stattgefunden.«

»Und wo können unsere Freunde stecken?«

»Keine Ahnung. Wir müssen sie suchen.«

Der Weg wurde noch enger. Man konnte ihn nur mehr als Pfad bezeichnen, der sich zwischen Bäumen und Unterholz hindurchschlängelte, sodass sich die drei Marschierer wie in einem Tunnel vorkamen.

Über ihnen bildete das Blattwerk der Bäume ein fast lückenloses Dach.

Bowler ging vor, und ihn erwischte es als Ersten! Die anderen beiden bekamen es kaum mit, und als sie es sahen, konnten sie zunächst einmal nichts tun.

Hank Bowler zuckte nur zusammen, duckte sich, stieß einen Fluch aus und drehte sich um.

Ian und James sahen den breiten Schnitt auf seiner rechten Wange, aus dem Blut quoll, das sich auf der Haut verteilte. Hank verzog das Gesicht. Er hob den rechten Arm, spreizte die Hand und fühlte dort nach, wo sich die Wunde befand.

Es war schlimm.

Das Blut blieb an seinen Fingerspitzen kleben. Er schüttelte die Hand, das Blut fiel ab wie rote Perlen und verteilte sich auf dem Boden. Einen unschlüssig wirkenden Schritt ging der Mann auf seine beiden Freunde zu und schüttelte den Kopf. »Verdammt, da hat es mich erwischt.«

»Wo denn?«

»Vorn.« Bowler holte ein Taschentuch hervor und presste es auf die Wunde. »Das war einfach grauenhaft. Ich konnte nichts tun und, verdammt noch mal, ich habe auch nichts gesehen. Könnt ihr euch das vorstellen? Das war ein Angriff aus dem Unsichtbaren.«

Die anderen beiden hüteten sich, über die Worte ihres Freundes zu lachen, denn der Beweis befand sich in seinem Gesicht.

»Gehen wir trotzdem weiter?«, fragte Dentry.

»Sicher.«

Sie machten sich auf den Weg und waren noch vorsichtiger. Als sie die Stelle passierten, wo es Bowler erwischt hatte, duckten sie sich. Die Männer waren Realisten, die für alles eine Erklärung hatten, hier aber wussten sie nicht weiter.

Ein weiterer Angriff erfolgte nicht. Dafür hörten sie über sich das Rascheln.

Dentry schaute hoch.

In einer Astgabel hockte die kleine Figur. Und sie hielt eine gespannte Armbrust in der Hand, auf deren Sehne sie bereits den Pfeil gelegt hatte.

Dentry hechtete zur Seite. Er warf seinen Freund Ascott um. Gerade noch rechtzeitig, denn das Wesen auf dem Baum schoss.

Ein brennender Pfeil raste von der Armbrust schräg dem Boden entgegen und bohrte sich dort hinein, wo Ascott noch vor kurzer Zeit gestanden hatte.

Der Pfeil riss einen kleinen Krater, der von innen her regelrecht glühte.

Bowler hatte ebenfalls etwas von dieser Attacke mitbekommen und handelte sofort. Er zog seine Waffe, ein langes, wegen des Schalldämpfers klobig wirkendes Instrument.

Damit feuerte er.

Die Schüsse waren kaum zu hören. Hank Bowler stand geduckt da, auf die brennenden Schmerzen in seinem Gesicht achtete er nicht, und er fächerte ein wenig, als er schoss.

Die Kugeln rasten in den Blätterwirrwarr, zerhackten und zerteilten ihn und zerstörten auch kleinere Äste, die als Reste zu Boden fielen, aber die Figur erwischte Bowler nicht. Die hatte sich blitzschnell zurückgezogen, sodass Hank nach dem dritten Schuss aufhörte und die Waffe sinken ließ. »Verdammt«, sagte er zu den beiden anderen. »Ich

habe mich doch nicht getäuscht! Da hat jemand gesessen.«
Seine Freunde nickten.
Bowler schritt vor, bis er das kleine Loch im Boden erreicht hatte.
Dort blieb er stehen und bückte sich. »Ein Pfeil«, flüsterte er. »Verdammt, da hat jemand mit einem glühenden Pfeil auf uns geschossen.«
»Es war die Puppe!«, fügte Dentry hinzu.
»Aber wie ist das möglich?«, fragte James Ascott.
Keiner der beiden anderen Männer konnte ihm darauf eine Erwiderung geben. Sie waren blass geworden und hatten das Gefühl, nur knapp dem Tod entronnen zu sein.
»Gehen wir weiter?«, fragte Dentry.
Hank klopfte auf den Griff seiner Waffe. »Aber sicher doch. Das lasse ich mir nicht entgehen. Diesmal passen wir auf.«
»Ich bin dafür, wir schlagen uns in die Büsche.«
Die beiden anderen dachten über Ascotts Vorschlag nach. »Das könnte klappen«, meinte Dentry. »Aber hier haben wir eine bessere Übersicht.«
Keiner widersprach, und so blieben die drei Männer auf dem Weg. Ihnen war nur sehr seltsam zu Mute. Sie fühlten sich umringt, kamen sich vor wie in einer Falle und zuckten bei jedem Rascheln zusammen.
Jeder von ihnen hielt eine schallgedämpfte Waffe in der Rechten.
Wenn geschossen werden musste, wollten sie keine Sekunde zögern. Hier ging es um ihr Leben, und als sie aus einer Wegkurve kamen, konnten sie endlich nach vorn schauen und das Zelt sehen.
Die Männer blieben stehen.
»Da müssen die beiden sein«, hauchte Ascott.
Ian Dentry grinste schief. »Ein idealer Platz. Wie machen wir es? Gemeinsam oder einzeln?«
Man war dafür, sich aufzuteilen. Von drei verschiedenen Seiten anzuschleichen und dann zuzuschlagen.
»Okay, dann am Zelt«, sagte Hank. Er ahnte nicht, dass es ihn als Ersten erwischen sollte…

***

Und ich stand vor der Steinplatte.
Es war einfach faszinierend, auf diesen altarähnlichen Gegenstand zu schauen und sehen zu können, wie nicht allein nur in die Fäden Bewegung kam, auch in die Lumpen, die auf der Platte lagen.
Sie wurden zu Gegenständen – zu Figuren…
Puppen entstanden!
Ich war fasziniert. Die Marionetten sahen alle verschieden aus.
Zwei von ihnen waren mit Armbrüsten bewaffnet. Sie trugen diese mir schon bekannte Robin-Hood-Kleidung. Jeweils außen standen sie,

um die vier anderen einzurahmen. Davon waren zwei mit Schwertern bewaffnet, zu denen die Rüstungen passten. Eine Puppe trug eine Pistole und sah aus wie ein Motorradkiller, denn zur Lederkleidung fehlte nur der Helm. Die letzte Puppe trug ein Messer.

Sie hatte eine fahle Haut, sodass sie Ähnlichkeit mit einem Zombie bekam.

Diese sechs standen auf der Platte, wurden von dem bisher für mich nicht sichtbaren Mr. Doll gehalten und rührten sich nicht, als warteten sie auf einen bestimmten Befehl.

Ich wischte über meine Stirn und schaute nach rechts, wo Moira stand und lächelte.

»Du weißt mehr, nicht?«

»Ja, Sinclair, ja…«

»Und was?«

»Diese sechs sind die Mörder. Sie werden dich wahrscheinlich umbringen, wenn das Spiel vorbei ist.«

»Und an welches Spiel hast du gedacht?«

»Lass dich überraschen!«

Wohl fühlte ich mich nicht. Ich ärgerte mich darüber, dass andere die Regie übernommen hatten und ich in eine Statistenrolle hineingedrängt worden war. Den wahren Meister der Puppen hatte ich noch nicht zu Gesicht bekommen.

Er musste unter dem Dach des Zeltes lauern, denn von dort lenkte er die Marionetten.

Ich sah zuerst dort oben die Bewegung, bis ich den Blick senkte und erkannte, dass sie sich auch auf die sechs Puppen übertragen hatte. Keine von ihnen wurde verschont. Jede Puppe bewegte plötzlich ihre Glieder, auch die Waffen begannen zu zittern oder zu tanzen, und ich hatte das Gefühl, bald von einem Schwert oder einem Messer durchbohrt zu werden.

Moira Cargal lachte leise. »Sind sie nicht herrlich?«, fragte sie mich. »Sind es nicht phantastische Werke einer edlen Kunst? Das ist doch einfach wunderbar, ich bin hingerissen.«

Man konnte es drehen und wenden. Die Puppen waren ein Kunstwerk. Ein wahrer Meister musste sie geschnitzt haben, aber in große Begeisterungsstürme verfiel ich nicht.

»Diese sechs bilden den Grundstock!«, erklärte mir Moira weiter.

»Sie werden auch dafür sorgen, dass du dein Lebenverlierst, John. Davon bin ich fest überzeugt. Du siehst jetzt deine Mörder vor dir…«

Ich bekam ein leichtes Kratzen im Hals. Moira hatte keinen Grund zu lügen, aber ich wollte mich auch nicht unterbuttern lassen und griff zur Beretta.

Vielleicht hätte ich dies eine Sekunde früher machen sollen, jetzt jedenfalls war es zu spät, denn plötzlich waren die Schlingen da und

legten sich kunstvoll um meinen Hals.
Als ich den ersten scharfen Schmerz spürte, wusste ich, dass sie mich erwürgen konnten und mir dabei gleichzeitig die Kehle aufschnitten…

***

Hank Bowler war gewarnt. Er hatte die anderen beiden vorgehen lassen und wollte ihren Weg zunächst einmal verfolgen, aber auch, um ihnen die nötige Rückendeckung zu geben, denn sie mussten stets mit einem heimtückischen Angriff rechnen.
Weder James noch Ian näherten sich dem Zelt auf geradem Weg.
Sie schlugen sich zu zwei verschiedenen Seiten hin praktisch in die Büsche hinein und bewegten sich vorsichtig durch den dicht wachsenden Wald aus hohen Bäumen.
Die beiden hatten Glück. Es war keiner da, der sie angriff.
Hank nickte. Ein kurzes Grinsen zuckte über seine Lippen. Anscheinend hatten sie das Schlimmste hinter sich. Das war auch gut so, denn er wollte nicht noch einmal von diesen kaum sichtbaren Fäden erwischt werden.
Bowler blieb auf dem Weg. In der rechten Hand hielt er die Waffe mit dem Schalldämpfer. Wind fuhr durch den Park, bewegte die Blätter, und das Laub sang seine Melodie, die Hank Bowler auf seinem weiteren Weg begleitete.
Er hatte den Pfad fast hinter sich gelassen, als ihn die Gegner trotzdem überraschten. Diesmal nicht aus der Luft. Die Puppe tauchte rechts von ihm aus dem dicht wachsenden Gras am Wegrand auf und wurde mit zappligen Bewegungen auf die Wegmitte geführt, wobei in Höhe der Baumkronen zwei Schatten zu sehen waren.
Darauf achtete Bowler nicht.
Er war stehen geblieben, sah die Armbrust mit dem glühenden Pfeil und wollte schießen.
Diesmal war der andere schneller.
Zwar zuckte Hank Bowler noch nach rechts hin zur Seite, dem Pfeil aber konnte er nicht entgehen.
Er traf ihn hoch in die linke Schulter.
Das dicke Leder dämpfte den Aufprall. Bowler spürte ihn kaum, aber er hörte das Zischen, während schon ein beißender Gestank nach Verbranntem in seine Nase stieg.
Hank schielte nach links.
Seine Jacke brannte, denn der Pfeil hatte genügend Kraft, um das Leder zu zerstören. Doch nicht allein das Leder. Er drückte sich noch tiefer, verschmorte auch den Stoff des Hemdes und geriet an die blanke Haut.
Damit kamen die Schmerzen.
Bowler gehörte zu den harten Männern, die so leicht nichts umwarf.

Auch jetzt, als er das Gefühl hatte, von einer glühenden Zange gefoltert zu werden, drang kein Laut des Schmerzes über seine Lippen, die er fest zusammengepresst hielt. Er hob den rechten, unverletzten Arm, wollte die Hand auf die Wunde pressen oder versuchen, den Pfeil herauszuziehen. Dazu kam es nicht mehr. Es gelang Hank nicht, das Gleichgewicht zu halten. Er schwankte, lief dann zwei, drei Schritte nach vorn und sah die dünnen Fäden erst, als es zu spät war.

Plötzlich hatten sie ihn.

Und sie waren wie hauchdünne Glasfaserkabel, die durch alles hindurchdrangen und sogar mit Laserstrahlen verglichen werden konnten. Die Haut im Gesicht setzte ihnen keinen Widerstand entgegen. Kreuz und quer liefen plötzlich die Einschnitte. Blut drang aus den Wunden, und Hank, der verzweifelt um sich schlug, verfing sich auch mit den Händen in diesem tödlichen Wirrwarr.

Ein Netz aus kleinen und großen Wunden überzog jede Stelle seines Körpers, und seine Kleidung bestand nur noch aus Fetzen.

Selbst die Beine wurden nicht verschont. Dort schnitten die Fäden ebenfalls durch das Leder, und der betäubende Schmerz brachte den Mann fast um den Verstand.

Er konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten.

Sehr langsam und nahezu gemächlich kippte er nach vorn. Normalerweise hätte er auf den Boden fallen müssen, aber das geschah nicht, denn die hauchdünnen Fäden hielten ihn in einer Schräglage fest, und durch das Gewicht des Mannes drangen sie nur mehr tiefer in die Haut.

Zuletzt spürte er diesen rasiermesserscharfen Druck an der Kehle.

Und das war das Letzte, was Hank Bowler in seinem Leben wahrnahm. Die mörderischen Marionetten hatten ein weiteres Opfer gefunden…

***

»Wenn du dich nur einmal falsch bewegst, wird man dir die Kehle durchschneiden!«, hörte ich Moiras flüsternde Stimme an meinem rechten Ohr, bevor sie den Kopf wieder zurücknahm und in die Dunkelheit den nächsten Satz schrie: »Stimmt es, Mr. Doll?«

»Ja, meine Tochter…«

Zum ersten Mal hatte ich die Stimme des geheimnisvollen Puppenspielers vernommen. Irgendwo in der Tiefe des Zeltes musste sie ihren Ursprung gehabt haben, und sie war mir vorgekommen wie ein unheimlich klingendes Rauschen, als wäre sie durch einen nicht mehr hundertprozentig funktionierenden Lautsprecher verstärkt worden.

»Du hast es gehört, Sinclair?«

»Natürlich.« Die Antwort glitt als Zischen über meine Lippen.

Verdammt, es war nicht jedermanns Sache, mit einer Schnur um den Hals auf dem Fleck zu stehen und darauf zu warten, dass die Kehle endgültig aufgetrennt wurde.

Moira Cargal ließ ein leises Lachen hören. »Ich wusste, dass es so kommen würde. Zum zweiten Mal bist du mir in die Falle gegangen. Wenn auch freiwillig, aber das spielt keine Rolle. Bevor du endgültig sterben wirst, sollst du noch etwas erleben.«

»Und was?«

»Mr. Doll, der mich in allem unterstützt hat, will dir zeigen, wie sehr er sein Gebiet beherrscht. Er ist einer der Großen auf dieser Welt. Ein begnadeter Künstler, noch vollkommener als damals, als ich ihn kennen lernte.«

»Rede schon.«

»Auf der Steinplatte wird er uns beiden einen Tanz der Puppen zeigen. Die Verbindung zwischen einer Frau und einem Mann. Die Frau will den Mann, aber sie hasst ihn gleichzeitig – ein Stück Leben, John Sinclair, mehr ist es nicht. Aber hervorragend inszeniert, von einem wahren Meister seines Fachs.«

Ich wollte mir nicht noch länger die Quatscherei anhören und lieber etwas zur Sache erfahren. »Wozu dieser Tanz? Wenn die Puppen mich töten wollen, dann…«

»Sie werden es später machen!«, sagte die Frau flüsternd. »Keine Sorge, der Tanz wird dich faszinieren, glaub es mir!« Sie fügte noch eine Warnung hinzu. »Aber rühr dich nicht vom Fleck, Sinclair. Sonst wirst du zersägt.«

Noch sah ich die Puppen nicht. Die Platte lag leer vor meinen Blicken, denn die anderen sechs hatten sich verteilt und schwebten irgendwo im geheimnisvollen Dunkel außerhalb der Scheinwerfer.

Ein Geräusch erreichte meine Ohren, das sich anhörte, als würde ein Vogel mit den Flügeln flattern. Es war kein Tier, das da aus dem Dunkel nach unten gefallen war, sondern eine Puppe, deren Kleiderstoff im Flugwind flatterte.

Sie fiel so hart auf den Altar, dass ich den Aufschlag deutlich mitbekam, und auch die zweite Puppe landete dicht neben ihr.

Noch blieben sie liegen.

Ein gespanntes Schweigen hatte sich ausgebreitet. Ich spürte noch immer das verdammte Band an der Kehle, diese Art von Minisäge, die mich blitzschnell töten konnte.

»Schau hin, Sinclair, schau hin!« Das Flüstern drang aus der Dunkelheit. Die Stimme hörte sich rau an. Moira stand unter einer ungewöhnlichen Spannung.

Die beiden Lichtlanzen fielen nach wie vor auf die ungewöhnliche Bühne aus Stein. Von den hauchdünnen Fäden wurden sie zerschnitten, und einige der Bänder begannen zu zittern und bewegten

sich im nächsten Moment schneller.
Dies übertrug sich auf die Puppen.
Zuerst erhob sich die Frau.
Sie trug ein langes, weit schwingendes Gewand aus dünnem Stoff. Es schimmerte bläulich grün und stand im Kontrast zu dem langen, roten Haar, das bis auf den Rücken der Frau fiel.
Der Mann schlenkerte ebenfalls hoch. Seine Bewegungen wirkten hektisch, so abrupt. Er bewegte den Schädel, drehte sich, und gleichzeitig schwang auch die Frau herum.
Beide schauten uns an.
Und wir schauten sie an.
Ich hatte Mühe, mich nicht zu bewegen. Die beiden Puppen trugen Gesichter, die ich kannte.
Die Frau sah aus wie Moira, der Mann so wie ich!

***

»Jeder Tanz ist ein Leben!«, flüsterte die echte Moira Cargal neben mir. »Und jedes Leben endet mit dem Tod, Geisterjäger, das wirst du einsehen müssen. Schau nur hin! Sieh zu, was man auf dieser kleinen Bühne aufführt. Es ist dein Leben, unser Leben…«
Noch hatten die Puppen ihren Tanz nicht begonnen. Sie standen auf ihren kleinen Füßen, hatten uns ihre Frontseiten zugedreht und verbeugten sich.
Dabei kamen sie so hastig nach vorn, als würden sie jeden Augenblick von der Platte fallen. Bevor dies geschehen konnte, zog der für mich im Unsichtbaren sitzende Mr. Doll die beiden Puppen wieder in die Höhe, sodass sie ihre normale Stellung einnehmen konnten.
Der Tanz begann.
Ein makabres, stummes und irgendwie unheimlich wirkendes Marionettenspiel, dessen künstlerischer Wert nicht anzuzweifeln war, in seiner Folge jedoch für eine derbeiden Puppen mit dem Tod oder der Zerstörung enden sollte.
Sie schwangen mit leicht anmutenden, fließenden Bewegungen auseinander, wobei sie die Arme in die Höhe und wieder nach unten drückten, als wären es große Flügel, die sie tragen wollten.
Die rothaarige Puppe mit den Zügen der Moira Cargal drehte eine Pirouette, wobei ihr Kleid so hoch schwang, dass ich ihre schlanken Beine fast bis zu den Oberschenkeln hinauf erkennen konnte. Auch das Haar geriet in Wallung.
Der Mann, also ich, tanzte verhaltener. Er schien sich nicht wohl zu fühlen, das sah ich seinen Bewegungen an. Dicht an der seitlichen Grenze der Altarplatte war er stehen geblieben. Einen weiteren Schritt zurück, und er wäre gefallen.

Sein Körper kippte. Über ihm zitterten die Fäden im Licht des Scheinwerfers. Das Gesicht der Puppe wirkte bleich wie das einer Leiche, und dann lief ein Zucken durch die hölzerne Gestalt, die wieder nach vorn gedrückt wurde und mit schlenkernden Bewegungen über die steinerne Altarplatte huschte.

Auch die Arme schwangen vor und zurück. Im Gegensatz zu denen der weiblichen Puppe. Sie stand starr auf der Stelle und erwartete den Mann.

Moira erregte die Szene. Sie stand auch nicht mehr still, sondern drückte die Finger ihrer linken Hand in meinen Arm. »Noch lebt er!«, keuchte sie. »Noch, aber der Tod lauert schon, er wird den Mann ereilen, und du schaust zu, wie du zusammenbrichst und…«

Ihre weiteren Worte endeten in einem dumpfen Gemurmel, das ich nicht verstand, dafür aber konzentrierte ich mich auf den Fortlauf der makaber wirkenden Handlung.

Mir kam es so vor, als wäre die männliche Puppe von jeglicher Kraft verlassen worden. Sie schlich nur mehr dahin und bekam die Füße kaum vom Boden hoch.

Jeder Schritt schleifte. Dabei rutschten die Spitzen seiner Schuhe über den rauen Stein, und die Schultern sackten immer mehr ein.

Über ihn hoben und senkten sich die Fäden.

Der im Unsichtbaren sitzende Spieler und Dirigent wusste genau, was er tun musste, um die einzelnen Bewegungen nachzuvollziehen.

Dann brach der »Mann« plötzlich zusammen.

Er hatte die Frau noch nicht erreicht. Eine Körperlänge trennte ihn noch von der Rothaarigen in dem türkisfarbenen Kleid, aber er hatte sich nicht mehr halten können und berührte mit dem Gesicht fast ihre Schuhspitzen.

Das war eine Szene, wie Moira sie sich wünschte. Nicht die Puppe sagte es mir, sondern sie. »Ja, Geisterjäger, so musste es sein. Du zu meinen Füßen, damit ich dich zertreten kann…«

Wie zur Untermauerung ihrer Worte hob die rothaarige Marionette den rechten Fuß. Der Schuh schwebte über den Kopf des Mannes, und es sah so aus, als wollte er ihn zertreten.

Das trat nicht ein. Die Frau zog ihr Bein wieder zurück und gab dem Dirigenten ein Zeichen.

Dann trat die Frau zu. Sie traf den Mann in Höhe der Gürtelschnalle. Der sackte auf der Stelle in sich zusammen. Auf dem Boden der Platte blieb er sitzen. Dabei bewegte sich nur mehr sein Kopf. Durch eine leichte Bewegung des Fadens wurde er schief gelegt, und so starrte er die Frau auch an.

Irgendwie demütig, verhalten und darauf wartend, dass sie ihm nur nichts tat.

Er sollte sich irren.

»Gleich, Sinclair, gleich wird es passieren. Dann erlebst du den Höhepunkt. Bisher hast du das Leben dieser beiden Menschen vorgetanzt bekommen. Doch auf ein Leben folgt der Tod, und du wirst zuschauen, wie man dein Ebenbild vernichtet.«

Sie sagte es voller Inbrunst, als hätte sie sich auf nichts anderes gefreut.

Die rothaarige Puppe ging vor. Diesmal in einer nahezu königlichen Haltung. Den Kopf hielt sie hocherhoben, ihr Rücken war durchgedrückt, und selbst der Ausdruck des Gesichts schien von einem kaum zu erfassenden Hochmut geprägt zu sein.

Sie blieben beide innerhalb des Scheinwerferkegels uns auch nur keine Einzelheit entging.

Nichts anderes wollte Moira Cargal!

Ich konnte mir vorstellen, wie sehr sie dem Finale entgegenfieberte, und auch mich hatte eine gewisse Spannung ergriffen.

Allerdings hinterließ sie bei mir ein drückendes Gefühl der Furcht.

Der Druck breitete sich in meinem Magen aus. Ich dachte an das Schicksal, das mir nach diesem Puppenspiel bevorstand, und nahm auch wahr, wie die Schweißperlen in langen, kalten Bahnen über meinen Rücken liefen.

Die weibliche Puppe stoppte ihren Schritt. Auch die kaum sichtbaren Bänder über ihrer roten Haarflut bewegten sich nicht mehr.

Sie hingen wie steife Schnüre aus der Dunkelheit, und nur ein Faden bewegte sich, damit die Puppe den rechten Arm anwinkeln und ihre Hand mit einer eckig wirkenden Bewegung in die Falten des türkisfarbenen Gewandes schieben konnte.

Dort holte sie etwas hervor, das ebenfalls an einem Faden hing, aber so dicht gegen die Finger gepresst wurde, dass es auf mich wirkte, als würde sie etwas festhalten.

Es schaute aus ihrer Faust.

Hell und dennoch irgendwie dunkel, so wie Stahl glänzend.

Eine Messerklinge!

Der Mann kniete vor ihr. Sein Kopf wurde ebenfalls so bewegt, dass er die Frau von unten her anstarren konnte. Hätte er geredet, wären vielleicht Bitten über seine Lippen geflossen, aber Marionetten sind stumm.

»Sie tut es!«, hauchte Moira.

Tatsächlich.

Urplötzlich ruckte die Hand mit dem Messer nach unten. Die Klinge traf den Kopf der Puppe seitlich. Sie schälte kleine Holzsplitter hervor, die durch die Luft wirbelten, bevor sie auf die Platte zurückfielen und dort liegen blieben.

Immer wieder hackte das Messer zu, und Moira Cargal begleitete jeden Treffer mit einem kieksenden Laut.

Sie freute sich diebisch.

Ich stand bewegungslos auf dem Fleck und schaute dieser Mordszene zu. Auch weiterhin war ich durch den messerscharfen Faden gefesselt und unfähig, mich zu bewegen.

Die Marionette mit dem roten Haar bewegte sich zuckend. Nicht ein Glied an ihrem hölzernen Körper befand sich in der Ruhestellung, und dabei war es der rechte Arm, der immer wieder in die Tiefe raste und dabei den Kopf des Mannes traf.

Das Messer schälte und zersplitterte ihn. Er war bereits um mehr als die Hälfte kleiner geworden, und noch immer flogen Splitter und Späne weg, wenn die Frau weiter zudrosch.

»Ist es nicht gut?«, flüsterte Moira. »Ist es nicht phantastisch? So muss es immer sein. Ich bin die Siegerin. Mr. Doll weiß genau, was mir gut tut.«

Das konnte ich mir vorstellen, und ich war gespannt, wie die Szene endete.

»Bald!«, erklärte Moira mit dumpfer Stimme. »Bald ist er tot, Sinclair. Und er hat deine Gesichtszüge, verstehst du? Deine. So wirst auch du sterben und…«

Sie verstummte, denn auf der Altarplatte bahnte sich das Finale an. Ein unheimlich wirkendes Ende, deutlich unterstrichen vom bleichen Licht des Scheinwerferkegels, der sich auf dem viereckigen Altar ausgebreitet hatte.

Die rothaarige Frauenpuppe holte zu einem letzten Schlag aus. Sie war deswegen etwas zurückgezogen worden, damit sie genügend Bewegungsfreiheit bekam.

Noch hielt sie das Messer, und dann schlug sie zu.

Halbkreisförmig angesetzt, fegte die Hand mit dem Messer auf den halbzerstörten Schädel des Mannes zu. Eine sehr schnelle Bewegung, die Moira neben mir mit einem Jubellaut begleitete, denn einen Moment später sauste die Klinge in den hölzernen Puppenkopf des Mannes. Nichts hielt den Schädel mehr auf den Schultern.

Als hätte ihm jemand zusätzlich noch einen Stoß gegeben, so flog er zur entgegengesetzten Seite weg, wobei er sich durch den Druck vom Rumpf der Puppe gelöst hatte.

Das Messer blieb im Holz stecken.

Und es verschwand auf der anderen Seite des Altars ebenso wie der männliche Puppenkopf.

Der Kampf war vorbei.

Geendet hatte er, wie von Moira Cargal vorausgesagt. Mit dem Tod des Mannes, der ich sein sollte.

Die dünnen Fäden der Frauenpuppe bewegten sich zitternd, als die Figur auf der Platte wieder zusammensackte und liegen blieb.

Das lange Kleid wurde noch einmal in die Höhe gewirbelt, bevor sich

der Stoff über der Puppe zusammenfaltete.

Moira Cargal atmete zischend aus. »Das Leben und der Tod«, sagte sie wieder. »So läuft es nun mal. Und du, Geisterjäger wirst ebenfalls mit hineingezogen.«

»Heißt das, dass ich auf die gleiche Art und Weise ums Leben komme wie diese Puppe?«

»Das liegt nicht in meiner Hand. Vielleicht hat Mr. Doll etwas anderes für dich ausgesucht.«

»Und was?«

»Ich kann es dir nicht sagen.« Sie senkte ihre Stimme. »Ein kurzer Ruck reicht schon. Dann gleitet das Band durch dein Fleisch und zerschneidet dir die Kehle.«

Das hätte sie mir nicht zu sagen brauchen. Wahrscheinlich war dem auch so, aber ich wollte Zeit schinden, deshalb fragte ich. »Wo steckt dein Mr. Doll?«

»Er ist hier.«

»Ich habe ihn nicht gesehen!«

»Doch, John Sinclair, du wirst mich sehen. Diesen Gefallen bin ich dir schuldig.«

Die Männerstimme hallte durch das Zelt. Sie drang aus der Düsternis und konnte einem Menschen Angst einflößen. Ich spürte es kalt meinen Rücken hinablaufen, hätte gern den Kopf angehoben, aber die geringste Bewegung konnte tödlich für mich enden.

Deshalb stand ich da und wartete.

Schräg über dem Altar und dicht unter dem Dach erschien der Schatten. Er war dunkel, fast schwarz und hob sich deshalb vor dem etwas helleren Hintergrund ab.

Zwei große Fäuste fielen mir auf. Sie umklammerten einelange Holzstange, die zur Führung der einzelnen Marionetten diente. Nur sah ich keinen Kopf, nur eben die beiden Hände, aber ich hörte die Stimme. »Kannst du mich jetzt sehen?«

»Nur die Hände. Wo befindet sich dein Kopf?«

Da lachte Mr. Doll. »Hast du schon jemals den Schädel eines Geköpften gesehen, Sinclair?«

Mit dieser Frage hatte er mich überrascht. Ich wandte mich an Moira. »Stimmt das?«

»Wenn er es sagt.« Sie sprach den nächsten Satz lauter. »Mr. Doll, er glaubt dir nicht.«

»Wieso?«

»Du solltest es ihm erklären, bevor du ihn mir und meiner Rache überlässt. Ja?«

Der unheimliche Puppenspieler überlegte einen Moment. »Ja«, stimmte er zu. »Ich bin einverstanden. Ich werde euch den Gefallen tun und etwas aus meinem Leben berichten…«

***

Ian Dentry und James Ascott wussten nicht, dass ihr Kumpel Hank Bowler tot war. Sie waren in verschiedene Richtungen auseinander gegangen, hatten aber den dichteren Bewuchs hinter sich gelassen und standen nun vor dem Zelt. Der dunkle Planenaufbau kam ihnen in dem Park wie eine kleine Insel vor, die so gar nicht zum spätsommerlichen Grün der Bäume und Wiesen passen wollte.

Da beide das Gefühl hatten, aus dem Zelt heraus beobachtet zu werden, hielten sie sich in Deckung und warteten ab. Über Sprechfunk nahmen sie miteinander Kontakt auf.

Ian meldete sich als Erster. »Ich habe den Punkt erreicht.«

»Ebenfalls!«, klang Ascotts Stimme zurück.

»Und was ist mit Hank?«

Da wusste Ascott keine Antwort. Er fragte nur: »Hast du ihn nicht gesehen?«

»Nein.«

»Dann müsste er ja noch unterwegs sein.«

»Das ist möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Er hatte es ja näher.«

Die beiden beschlossen, zunächst einmal abzuwarten. Als weitere Minuten vergangen waren und sich auch in der Zeit nichts getan hatte, meldete sich Ascott: »Ich glaube, der kommt nicht mehr.«

Dentry wollte es nicht glauben. »Wieso?«

»Es muss einen Grund gegeben haben.«

»Und der wäre?«

»Die Puppe.«

Obwohl Ian Dentry auch daran gedacht, aber es nicht auszusprechen gewagt hatte, stimmte er zu. »Ja, das ist durchaus möglich. Willst du zurück und nachsehen?«

»Nein, das nicht. Wir müssen an die Aufgabe denken.«

»Gut. Wann, wo und wie?«

»Ich komme zu dir.«

»Du weißt, wo ich mich befinde?«

»Klar.«

Es dauerte nicht lange, da standen die beiden Männer nebeneinander. Gedeckt wurden sie von mächtigen Baumstämmen alter Platanen, und ihre Gesichter zeigten Besorgnis.

Plötzlich wirkten sie anders als noch an der Tankstelle, und auch ihre Unterhaltung wurde auf einer anderen Schiene weitergeführt.

»Sollen wir uns beim Yard melden?«, fragte James.

»Nein, du weißt doch, dass Suko…«

»Aber wenn Hank etwas passiert ist.«

Dentry lachte leise. »Was hast du? Unser Job ist ein einziges Risiko. Da kann jeder mal voll danebentreten. Wir sollten an das verdammte

Zelt denken.«

Ascott strich über seinen Hals. »Und an die Puppen, mein Junge. Die darfst du nicht vergessen.«

»Ja, das kommt auch hinzu.«

Auf Hank warteten sie nicht mehr länger. Stattdessen suchten sie die Umgebung sehr sorgfältig ab, aber keine Puppe bewegte sich mehr zwischen den Bäumen.

Das Zelt war für beide wichtig. Sie hatten ihren Auftrag bekommen und mussten ihn ausführen. Zwar gehörten sie zu einer Sondereinheit, aber wohl war ihnen nicht. Hier bekamen sie es mit Gegnern zu tun, die sie nicht packen konnten, die nicht plötzlich vor ihnen standen und mit Maschinenpistolen schossen oder Granaten warfen. Dieser Feind war anders, mit Terroristen überhaupt nicht zu vergleichen.

Beide führten ungefähr die gleichen Gedankengänge, und beide blieben auch stehen, als hätten sie sich abgesprochen, denn aus dem Zelt vernahmen sie eine dumpfe Stimme.

Sie hallte nach draußen, aber die gehörte weder John Sinclair noch dieser exotischen Frau.

Die Männer blickten sich an. »Ich schätze«, sagte James Ascott, »wir sollten uns allmählich bereitmachen…«

***

»Ich bin Mr. Doll, John Sinclair, der Puppenspieler. Hast du nie von mir gehört?«

»Nein.«

»Dabei hieß es, ich sei weltberühmt.«

»Das bist du auch, Mr. Doll, das bist du!«, rief Moira. »Du wirst allen zeigen, wie berühmt du bist, glaub mir…«

»Schon gut, Kleines. In der Tat, die Puppen sind mein Leben. Ich bin mit meiner Bühne durch die Dörfer gezogen und habe die Kinder zum Lachen gebracht. Das war zu einer Zeit, als es wenig zu lachen gab. Zu viel Armut gab es. Aber wenn ich kam, lachten sie. Und so gehörte ich zu ihnen. Ich wurde ihr Mr. Doll, der Puppenspieler. Nicht allein die Kinder fassten Vertrauen zu mir. Den Erwachsenen erging es nicht anders. Und so kam es, dass ich mir keine Sorgen zu machen brauchte, was das tägliche Brot anging. Ich wurde nach den Vorstellungen bei den Eltern der Kinder eingeladen. Saß am Abend mit ihnen zusammen vor ihren Häusern und Hütten. Wir erzählten, und gemeinsam lauschten wir oft genug den Klängen der Trommeln, die aus dem Dschungel herübergeweht wurden.«

»Das war der Kontakt zum Voodoo!«, jubelte Moira.

»Ja, ich interessierte mich plötzlich für den Voodoo-Zauber, obwohl ich es schon längst hätte tun sollen, da ich ebenfalls mit Puppen umging, aber erst als mich die Menschen aufmerksam machten,

kümmerte ich mich darum. Mit meinen Puppen ging ich in den Dschungel, und ich lernte dort die finsteren Riten genau kennen. Ich traf dort einen uralten Magier, der behauptete, sein Ahnherr wäre der Teufel gewesen. Als der Magier mich und meine Puppen sah, war er fasziniert. Er weihte mich in die tiefsten Geheimnisse des Voodoo ein. Ich erlebte, wie die lebenden Leichen aus den Gräbern eines alten Friedhofs krochen, und ich lernte, wie man die Puppen beschwor und sie für den Zauber gefügig machte. Mit all meinen Puppen tat ich es, und ihre Leitfäden wurden plötzlich zu gefährlichen Mordwaffen. Leider starb der alte Magier. Als letzten Wunsch gab er mir noch mit auf den Weg, ihn nicht aus dem Grab zu holen. Er, der die Zombies geschaffen hatte, wollte selbst keiner werden. Ich respektierte den Wunsch und kehrte wieder aus dem Dschungel zurück.«

»Aber du warst anders«, rief Moira dazwischen.

»Ja. Man wollte mich nicht mehr. Die Menschen flohen vor mir. Sie spürten die Veränderung, denn die Magie hatte Spuren hinterlassen. Es kamen nur noch wenige Kinder zu mir, wenn ich die Dörfer erreichte. Eines dieser Kinder, das mich immer besuchte, war die kleine Moira. Sie gehörte zu den treuesten Zuschauern. Ich merkte das rasch und versprach ihr eine Belohnung.«

»Lass mich erzählen!«, rief Moira. Da der Puppenspieler nichts dagegen hatte, übernahm sie das Wort und berichtete. »Er hat mir versprochen, stets seine schützende Hand über mich zu halten. Auch später, wenn ich einmal erwachsen war. Ich werde nie den Satz vergessen, den er zu mir sagte, als wir um ein Feuer saßen. ›Wenn du später einmal in große Schwierigkeiten gerätst, kannst du auf mich zählen. Auch wenn ich schon tot bin, du brauchst mich nur zu rufen.‹ Und dann besiegelten wir den Pakt mit unserem Blut. Ich trankeinen Becher von seinem Blut, er von dem meinen. Und so waren wir verbunden. Wenig später trennten sich unsere Wege, da ich den Drang verspürte, etwas aus meinem Leben zumachen…«

»Und ich starb!«, sagte der Puppenspieler in den letzten Satz des Mädchens hinein.

»Aber du lebst«, hielt ich dagegen.

»Nein, Sinclair, ich bin tot. Ich melde mich nur aus einem anderen Reich. Was lebt, sind meine Puppen, aber nicht ich, der Spieler. Meinen Körper hat man längst begraben, doch solange es noch die Puppen gibt, stehe ich auch mit ihnen in Verbindung. Ich muss einfach aus einem für Menschen nicht sichtbaren Zwischenreich weiterspielen, bis auch die letzte Puppe zerstört ist. Du wirst immer nur meine Hände sehen, übergroß und alles lenkend, mich selbst aber nicht. Denk daran, dass jede Puppe mit einem Voodoo-Zauber gefüllt ist. Er sorgt dafür, dass der Kontakt zwischen uns beiden nicht reißt. Vielleicht hätten wir uns nie getroffen, wäre Moira, meine treueste

Zuschauerin, nicht in eine so große Gefahr geraten. So aber sind wir beide wieder zusammengekommen, denn ich musste mein Versprechen einlösen, als mich Moira rief…«

So also sah die Lösung aus. Ich hätte nie gedacht, dass diese Frau noch einen so starken Helfer hatte, denn sie selbst war ja Königin des Voodoo, bis Suko ihr die Grenzen aufgezeigt und ihre drei Zombies vernichtet hatte.

Der Puppenspieler redete weiter. Seine Worte richteten sich nicht an mich, sie erreichten Moira. »Du merkst nun, dass ich dich nicht im Stich gelassen habe. Alles andere ist deine Sache. Dieses Zelt, das gestern noch nicht stand, wird zum Grab deiner Feinde werden. Ich überlasse es dir, wie du diesen Mann töten willst.«

»Danke, Mr. Doll!«, rief Moira, drehte sich um und ging so weit vor, dass sie mir ins Gesicht schauen konnte.

Ich hatte mich nicht rühren können. Das lange Stillstehen ist nicht jedermanns Sache, und ich merkte, dass mir der linke Fuß bereits »eingeschlafen« war.

»Noch eine Warnung möchte ich geben!«, hörten wir die Stimme des Puppenspielers. »Ich sehe vieles, deshalb ist mir auch aufgefallen, dass euch drei Männer verfolgten. Was sie von Moira wollten, weiß ich nicht, aber einer von ihnen lebt nicht mehr. Ich habe ihn in die Fäden laufen lassen, während die beiden anderen sich auf dem Weg zu euch befinden. Das heißt, sie werden das Zelt bestimmt gleich betreten.«

Moiras Gesicht bekam einen lauernden Ausdruck. »Kennst du die Typen etwa, Sinclair?«

»Nein!«

»Wie können sie uns…?«

»Drei wurde gesagt, nicht?«

»Ja.«

»Erinnere dich mal an die Tankstelle«, klärte ich Moira auf. »Da waren drei Typen, die an dir Interesse zeigten. Und du hast sie durch deine Haltung noch aufgefordert, sich näher mit dir zu beschäftigen. Ich könnte mir vorstellen, dass sie sich auf unsere Spur gesetzt haben, um mit dir Spaß zu bekommen.«

Moira überlegte, bevor sie nickte und zu mir sagte: »Ja, diese Erklärung akzeptiere ich!«

Von dem im Unsichtbaren lauernden Mr. Doll bekam sie Unterstützung. »Auch mit drei Feinden wirst du fertig, Moira. Denke immer daran, dass die Puppen auf deiner Seite stehen. Sie verneigen sich vor der Queen des Voodoo. Ich übergebe sie dir, obwohl ich in deiner Nähe bleibe und versuchen werde, sie so zu lenken, wie du es willst!«

Moira nickte.

»Was willst du zuerst?«, wurde sie gefragt. »Seinen Tod? Sinclairs

Ende?«

Nach den relativ harmlosen Begebenheiten der letzten Minuten spitzte sich die Lage urplötzlich wieder zu. Wie würde Moira reagieren? Ließ sie sich von ihrem Hass treiben, oder benutzte sie den Verstand, denn es standen noch weitere Gegner bereit?

Ich wartete ab.

Auch sie wartete.

Wir starrten uns gegenseitig in die Augen.

Ich hörte meinen Herzschlag. Verdammt, meine Hand lag nahe der Beretta, aber ich konnte sie einfach nicht ziehen. Jede Bewegung würde von der anderen Seite missverstanden werden, und dann brauchte sich die verfluchte Schlinge nur zuzuziehen.

»Jetzt bist du in meiner Gewalt, Sinclair!«, flüsterte sie mir zu.

»Aber das warst du ja schon einmal. Da bist du entkommen. Heute gibt es kein Entrinnen mehr für dich. Ich habe einfach zu viele Helfer, und es kostet mich nur ein Fingerschnippen, und deine Kehle würde langsam aufgeschnitten.«

»Dann tu es doch!«, rief ich.

»Nein!«

Die Antwort kam für mich so überraschend, dass ich nicht in der Lage war, etwas darauf zu erwidern. Ich hätte gern den Kopf geschüttelt, um wenigstens etwas zu tun, aber auch das traute ich mich nicht. Wollte sie es sich schwerer machen?

»Du begreifst mich nicht, wie?«

»So ist es.«

»Dann werde ich es dir erklären. Du hast mir mehr angetan, Geisterjäger, als jeder andere zuvor. Ich hasse dich bis auf den Grund meiner Seele. Du hast mir alles genommen, und deshalb werde ich dich persönlich töten. Das Zerschneiden deiner Kehle wäre einfach zu billig. Ich habe einen anderen Plan gefasst und werde ihn auch durchführen. Lass dich davon mal überraschen, Geisterjäger.«

»Und wie?«

Sie griff nach hinten und ging dabei einen Schritt zurück, sodass sie ihre Hand auf die Altarplatte legen konnte. Im ersten Moment wusste ich nicht, was das sollte, bis ihre Hand wieder in den Lichtkegel des Scheinwerfers geriet.

Und jetzt hielt sie etwas zwischen den Fingern.

Es war ein Messer!

Und zwar genau die Klinge, die die Figur gehalten und mit der sie den Mann getötet hatte.

Ich wusste Bescheid und sah den weiteren Bewegungen meiner Feindin zu, wie sie sehr langsam den rechten Arm anhob und das Messer so hielt, dass es ungefähr in der Höhe ihres Nasenrückens stand und ich auf die Schneide schauen konnte.

»Damit bringe ich dich um«, sagte sie. »Aber vorher wirst du gefesselt. Du wirst Schmerzen erleiden müssen, wenn die Fäden auf dich zuschwingen und…«
»So weit kommt es nicht, Süße!«
Die kalte Stimme war da, und schlagartig änderte sich die Lage…

***

Selbst Moira Cargal war nicht gewarnt worden, und sie zuckte zusammen, als hätte sie einen Schlag erhalten. Ihre Augen weiteten sich, der Mund begann zu zittern, aber sie hielt sich noch und drehte den Kopf, um an mir vorbeizuschauen.
»Wer seid ihr?«, fragte sie.
»Zwei, die dich haben wollen!«
»Die von der Tankstelle?«
»Ja.«
Ich sah die beiden nicht, weil ich ihnen den Rücken zudrehte. Zudem standen sie im Dunkeln.
Moira lachte. »Ihr geht besser weg und vergesst mich. Noch lebt ihr, und ihr wollt es auch weiterhin. Euer Freund ist schon tot. Lauft, noch habt ihr die Chance!«
Sie liefen auch. Zuerst dachte ich an ihren Rückzug, dann hörte ich an den Laufgeräuschen, dass sie in die entgegengesetzte Richtung gingen und auf uns zukamen.
»Irrtum, Süße«, erklärte der Sprecher. »Wir bleiben!«
Moira holte tief Luft. Ich wusste, dass sie gleich durchdrehen würde, deshalb versuchte ich es mit einer Warnung an die Adresse der beiden Männer. »Verdammt, verschwindet, wenn euch euer Leben lieb ist. Haut ab, zum Henker!«
»Niemals!«
»Dann eben nicht«, sagte Moira, ließ ein Lachen hören und legte den Kopf in den Nacken. »Mr. Doll, zeig den beiden, wer hier der große Meister ist. Ab jetzt gehören sie den Puppen!«

***

Nicht allein ich hatte die Worte vernommen, auch die beiden noch im Hintergrund stehenden Männer. Sie hatten sowieso vieles von der vor ihnen stattfindenden Unterhaltung mitbekommen, zwar alles verstanden, aber nur wenig begriffen.
Auch den letzten Befehl nahmen sie nicht richtig ernst, und das sollte sich rächen, denn man kann sich nicht allein auf irgendwelche Schusswaffen verlassen.
Hätten sie in die Höhe geschaut, wären ihnen vielleicht die beiden dort unter dem Zeltdach lauernden Hände aufgefallen, die sich plötzlich bewegten, sodass auch die Marionettenstange nicht mehr ruhig blieb und damit begann, die Puppen in einen gewissen

Rhythmus zu bringen. Sie tanzten – und sie schwangen!

Ian Dentry erwischte es zuerst. Er wollte nach vorn laufen, wo der Lichtkegel den Altar und auch die Umrisse des Mannes und der Frau aus der Dunkelheit riss, aber Dentry kam nicht mal zwei Schritte weit.

Das Brennen an seinem Handgelenk war so scharf, dass er aufschrie und die Waffe fallen ließ, als wäre sie heiß. Er konnte sich nicht konzentrieren, hatte die Augen weit aufgerissen und sah dicht vor seinem Gesicht die Puppe.

Sie schwebte in der Luft, hielt die Arme vorgestreckt, und in einer Hand befand sich das kleine Messer.

Den Kopf bekam Dentry nicht mehr rechtzeitig genug aus der Gefahrenzone. Er spürte den Stock an der Wange, gleichzeitig ein Brennen im Oberschenkel, denn eine der lauernden Puppen hatte von ihrer Armbrust einen Pfeil abgeschossen. Der Treffer lähmte das Bein. Es konnte das Gewicht des Mannes nicht mehr halten, und Dentry sackte in die Knie. Bevor er zu Boden fiel, berührte etwas seine Stirn, und noch in derselben Sekunde spürte er dort den nächsten Schmerz.

Wieder hatte ihn eines dieser Bänder erwischt.

Wie einen letzten Rettungsanker hielt Ian Dentry eine Stuhllehne umklammert, aber auch das bewahrte ihn nicht vor dem Fall, denn sein linkes Gelenk begann ebenfalls zu bluten, weil es von einem Faden erwischt worden war. Der Mann fiel endgültig.

Er lag auf der Seite, eingepackt in der Finsternis des Zeltes. Er roch den Schmutz des Bodens, nahm auch den Geruch der Stühle wahr, deren Holz frisch gebeizt sein musste, und er wusste nicht, auf welchen Schmerz er sich konzentrieren sollte.

Ihn hatte es fast am gesamten Körper erwischt, wobei sein Herz überschnell das Blut pumpte, es aber auch aus den kleinen Wunden sprudeln ließ, sodass sich unter ihm eine Lache ausbreitete.

James Ascott hatte mehr Glück gehabt. Eigentlich war es ein Zufall, denn er hatte Ian folgen wollen. Bis er sah, wie schlecht es seinem Freund erging und die nächste Marionette auf ihn zuschwang.

Er sah sie nur schwach, doch er konnte erkennen, dass sie eine Waffe in der kleinen rechten Hand hielt.

Was es genau war, wusste er nicht. Mit einem Sprung rettete er sich und krachte in eine Sitzreihe hinein, deren Stühle nicht so stabil gebaut waren, dass sie seinem Gewicht standhielten.

Zwei von ihnen brachen zusammen. Die Trümmer kippten auf Ascotts Körper. Er schleuderte sie zur Seite, drückte sich wieder in die Höhe und taumelte weiter.

Den Gang musste er hinter sich lassen, bevor sie ihn erwischten.

Vielleicht konnte er, wenn er sich beeilte, verschwinden.

Geduckt hastete er voran.

Er hörte das laute Rufen der Frau, sah wieder eine der fürchterlichen

Marionetten heranschwingen und nahm sich die Zeit, auf sie zu schießen. Er traf.

Die Kugel hackte in den magisch beeinflussten hölzernen Körper hinein, blieb dort stecken, aber sie schaffte es nicht, ihn zu zerstören.

James hatte nur eine kurze Galgenfrist bekommen, die er unter allen Umständen nutzen wollte.

Bevor die Marionette einen weiteren Angriff starten konnte, hatte er die Gangreihe hinter sich gelassen und warf seinen Körper nach rechts, denn in die Richtung musste er laufen, um den Ausgang zu erreichen. Nur weg aus dieser verdammten Hölle, so lautete seine Devise. Wenn er draußen war, wollte er Hilfe holen. Vielleicht gelang es ihm dann auch, seinen Freund Dentry zu retten.

Geduckt taumelte der Mann dorthin, wo sich die Lücke in der Zeltwand als graues Rechteck abhob. Für ihn war es der Hoffnungsschimmer. Seine Waffe hielt er fest, die Arme vorgestreckt, und das war gut so, denn der Faden, den er selbst wegen dessen Dünne nicht sah, erwischte nicht nur sein Gesicht, sondern drang in den freien Raum zwischen dem Zeige- und dem Mittelfinger seiner linken Hand, wobei er hart in das Fleisch schnitt und am Beginn der Handfläche eine tiefe und blutende Wunde hinterließ.

Zeit, sich um die Schmerzen zu kümmern, hatte Ascott nicht. Er zog die Hand blitzschnell zurück und tat instinktiv genau das Richtige. Mit einem Hechtsprung erreichte er den Boden, wo er sich überrollte und den nachfolgenden Fäden und auch dem Angriff einer weiteren Puppe entging.

James Ascott wusste, dass es für ihn gefährlich werden würde, wenn er normal weiterging. Und so blieb er geduckt, dass heißt, er bewegte sich nur auf allen vieren weiter, um so den Ausgang zu erreichen. Es war nicht mehr weit, aber auch auf einer kurzen Strecke konnte das Unheil wie ein Blitz über ihn kommen.

James schaffte es.

Mit einem letzten Schwung katapultierte er sich in das graue Rechteck des Ausgangs hinein, kippte hindurch, rollte sich ab und spürte gleichzeitig die frische Luft, die sein Gesicht traf und die ihm vorkam wie ein Hauch aus dem Himmel.

Er hatte es geschafft.

Zum ersten Mal konnte er seine linke Hand sehen. Aus der Wunde sickerte noch immer Blut, aber darum durfte er sich in diesen Augenblicken nicht kümmern.

Flucht war das Gebot der Sekunde!

Und so raffte er sich auf, und die in seinem Nacken sitzende Angst peitschte ihn voran.

Er musste in den nächsten Minuten den Parkplatz erreichen.

Wenn er das schaffte, konnte er vielleicht noch etwas retten.

Ascott hatte Glück.

Sämtliche Mord-Marionetten befanden sich im Zelt, sodass er laufen konnte, was seine Füße und Kräfte hergaben…

***

War das meine Chance?

Wenn es tatsächlich noch eine gab, dann jetzt, wo Moira Cargal und vielleicht auch Mr Doll durch die plötzlich aufgeklungene Stimme abgelenkt waren.

Ich versuchte es.

Blitzschnell drückte ich meinen Kopf zurück, wobei ich ihn gleichzeitig anhob, aber dem verdammten Faden nicht völlig entgehen konnte. Er rasierte noch über mein Kinn und riss einen Fetzen Haut weg.

Zwar war Moira abgelenkt, sie hatte aber meine Reaktion noch mitbekommen, nur reagierte sie etwas zu spät, als sie sich duckte und sich auf mich zuwarf.

Ohne Rücksicht auf Verluste wollte sie mich töten, und sie lief dabei in ihre eigene Falle, denn plötzlich scheuerte der Faden auch über ihr Gesicht.

Gefeit gegen Verletzungen war sie nicht. Im Licht des Scheinwerfers sah ich die schräg verlaufende Wunde, aus der das Blut in kleinen Perlen quoll.

Bevor ich eingreifen und die Frau an mich reißen konnte, bewegte sie sich hektisch und brüllte ihre Bitte gegen das Zeltdach. »Nicht mit mir, Mr. Doll. Nicht mit mir.«

Dann tauchte sie weg.

Ich hockte mich hin, um erst einmal einen kleinen Überblick zu bekommen.

Im Hintergrund des Zeltes hörte ich ein Krachen. Da musste jemand zwischen die Stuhlreihen gefallen sein. Schmerzenslaute drangen an meine Ohren. Zumindest einender beiden Männer hatte es im Zelt erwischt. Der dritte war ja draußen getötet worden.

Sicherlich rechneten auch Moira und ihr großer Gönner damit, dass ich ebenfalls den Ausgang suchte. Den Gefallen wollte ich ihnen nicht tun. Ich reagierte genau umgekehrt.

Um eine einigermaßen gute Deckung zu finden, gab es für mich nur eines. Hin zum Altar. Dort konnte ich auf die weiteren Angriffe der sechs Puppen lauern.

Ich kroch auf allen vieren. Nur kein großes Ziel abgeben, das war meine Devise. Und es gelang mir tatsächlich, den Altar zu erreichen, ohne dass eine der Puppen auf mich geschossen oder mich eines der Killerbänder berührt hätte.

Mit dem Rücken der linken Hand wischte ich mir das Blut vom Kinn.

Vor mir auf der Altarplatte sah ich die beiden Puppen. Die Fäden waren nicht mehr gespannt. Wie dünne, ringelnde Rauchschwaden stiegen sie vor mir in die Höhe.

Konnte ich sie kappen?

Eine wahnsinnige Idee war durch meinen Kopf geschossen, als ich den Druck des Bumerangs spürte. Doch ich kam leider nicht dazu, sie in die Tat umzusetzen, da ich mich einem ersten Angriff gegenübersah.

Es war unheimlich.

Die Puppe »flog« in einer schrägen Linie auf mich zu. Und sie kam aus der Finsternis unter dem Zeltdach, um plötzlich in den Bereich des Scheinwerfers zu gelangen. Die Killerfäden leuchteten dabei wie poliertes Silberlametta.

Aber es war tödlich. Vier Fäden, die mich umwickeln und umbringen konnten.

Die Puppe trug ein Schwert. Ziemlich lang ragte die Klinge aus ihrer Faust, und das Band, mit dem der rechte Arm verbunden war, bewegte sich von einer Seite zur anderen, als wollte es vor der Attacke noch kurz fintieren.

Voodoo – lebende Leichen – magisch beeinflusst, diese drei Dinge haben einen gemeinsamen Nenner.

Teufelskult!

Und dem entgegen steht das Kreuz, das Zeichen der Erlösung und des absolut Guten.

Bisher hatte ich noch keine der Puppen mit meinem Kreuz angegriffen, doch dies änderte ich in den folgenden Sekunden, als ich es an der Kette hervorzog.

Genau im rechten Augenblick, denn die verfluchte Marionette war schon ziemlich nah.

Ich schwang ihr mein Kreuz entgegen.

Eine kurze Berührung nur reichte aus, um für das Ende dieser unheimlichen Puppe zu sorgen. Sie schüttelte sich, als hätte sie einen heftigen Stoß bekommen, und noch während dieser Bewegung begann die Kraft des Kreuzes zu wirken.

Sie zerstörte die Marionette von innen her. Ich hörte es zischen, die Arme flammten plötzlich auf, die Beine ebenfalls, und auch der Körper blieb nicht verschont.

Gleichzeitig verglühten auch die gefährlichen Killerfäden, an denen die Puppe gehangen hatte. Ich konnte ihnen nachschauen, denn das unheimlich wirkende Glühen fand seinen Weg entgegen der Erdanziehung, und zwar von unten nach oben, bis es sogar die Stange erreichte, einen Teil von ihr fahl erhellte und ich für einen Moment eine der beiden Hände überdeutlich sah.

Wenig später fiel wieder die Dunkelheit über die Stange und die

Hände.

Ich lächelte kalt und rechnete kurz nach. Sechs minus eins ergibt fünf. Fünf teuflische Mord-Marionetten standen noch gegen mich.

Konnte ich sie alle so leicht packen wie die erste?

Daran wollte ich nicht so recht glauben, denn die anderen würden vorsichtiger werden.

Zum Glück brannte noch das Licht. Ich konnte also sehen, wenn sie mich angriffen.

Leider wurde dieses »Glück« rasch zerstört, denn Moira musste den gleichen Gedanken gehabt haben wie ich. Ihre Stimme war deutlich zu hören, als sie schrie: »Das Licht muss weg!«

Als ihr großer Gönner nicht reagierte oder nicht handeln konnte, wollte sie es selbst in die Hand nehmen. Ich hörte ihre Schritte, wie sie durch das Zelt jagte, konnte sie aber nicht sehen, weil sie sich stets im Dunkeln hielt.

Dann wurde es wieder still.

Sekunden vergingen, in denen nichts geschah und ich auch keine anderen Marionetten mehr sah.

Dann wurde es dunkel!

Moira musste den Kontakt oder einen Schalter gefunden haben, jedenfalls standen ihre Chancen und die der Marionetten jetzt besser als die meinen, denn ich hörte die verdammten Puppen nie, wenn sie sich mir näherten. Sie konnten sich nahezu lautlos bewegen.

Sicherheitshalber wechselte ich meinen Standort. Ich schritt tiefer in das Zelt hinein, also weg vom Eingang.

Ungefähr rechts über mir musste sich die Stange befinden, die von den beiden Händen gehalten wurde und an denen die dünnen, tödlichen Fäden herabhingen.

Wenn man diese Fäden auf einmal kappte, hatte ich wahrscheinlich das Schlimmste hinter mich gebracht. Zwar waren nur fünf Gegner zurückgeblieben, aber in dieser verdammten Finsternis konnten sie mich immer überraschen.

Wie jetzt!

Zum Glück hatte ich einen Blick nach links geworfen, denn dort glühte etwas auf. Ein Pfeil.

Ich kannte seine Gefährlichkeit aus dem Yard Building her und musste verdammt schnell sein. Geschmeidig tauchte ich weg, der Pfeil raste an mir vorbei in die Tischplatte.

Im ersten Augenblick hatte ich schießen wollen, doch ich sah kein Ziel und sparte mir die Kugel.

Rasch robbte ich unter den Altar. Er stand auf ziemlich hohen Steinfüßen, sodass ich auch unterhalb seiner Platte eine relativ gute Bewegungsfreiheit hatte.

Gern hätte ich mir einige ruhige Sekunden gegönnt, das war nicht

möglich. Es stand einfach zu viel auf dem Spiel, und ich wollte auch nicht, dass mir Moira Cargal ein zweites Mal entkam. Ihr Helfer musste einfach vernichtet werden.

Gewissensbisse brauchte ich dabei nicht zu haben. Dieser Mr. Doll war bereits tot. Sein Geist war eingegangen in das Zwischenlicht, der Körper möglicherweise längst verfault, nur die Hände und die Puppen waren zurückgeblieben.

Ich steckte die Beretta weg, ließ das Kreuz ebenfalls verschwinden und zog stattdessen eine andere, sehr gefährliche Waffe. Es war der silberne Bumerang, von mir auch scherzhaft Banane genannt. Wenn mein Plan tatsächlich klappte, konnte ich mit einem Wurf sämtliche Gefahren und Sorgen loswerden.

Wenn, wohlgemerkt…

So sicher die Deckung unter dem Tisch auch für mich war, hocken bleiben konnte ich bei dieser Aktion nicht, und deshalb schob ich mich sehr behutsam und auch möglichst lautlos unter dem Tisch wieder hervor.

Es war nicht stockfinster wie in einem Grab oder einem unterirdischen Tunnel. Dennoch sah ich nicht viel. Ich ahnte die Dinge mehr und streckte sicherheitshalber den rechten Arm aus. Die Hand mit dem Bumerang stand dabei vor.

Ich bewegte mich fächerförmig von einer Seite zur anderen und sah das hellere Leuchten, das aber sehr schnell wieder verschwand.

Ein kleiner Stern war sicherlich nicht aufgeplatzt. So konnte das Leuchten nur einen Grund gehabt haben.

Es war mir gelungen, mit meinem Bumerang einen der Fäden zu zerteilen.

Vorsichtig schob ich mich weiter. Um mich auch durch andere Laute nicht zu verraten, hielt ich den Atem immer wieder an. Wenn ich Luft holte, dann nur flach.

Jederzeit rechnete ich auch damit, von einem Killerfaden erwischt zu werden. Man sah ihn ja nicht. Nur wenn er die Haut eingeschnitten hatte und der Schmerz kam, wusste man von seiner Existenz.

Wider Erwarten ging alles glatt.

Um den Bumerang kraftvoll zu schleudern, musste ich aufstehen.

Ich drückte meinen Körper hoch, blieb aber noch geduckt. Jetzt hätte ich gern gewusst, wo sich die Hände und die Stange befanden, um die Banane genau in ihre Richtung schleudern zu können. Ich glaubte nämlich nicht daran, dass ich mehr als einen Wurf bekommen würde, dafür war die andere Seite einfach zu stark.

Das Risiko konnte ich nicht eingehen, den Bumerang einfach in die Finsternis und aufs Geradewohl zu schleudern. Einen Anhaltspunkt wollte ich haben. Was ich in den nächsten Sekunden vorhatte, war natürlich riskant, trotzdem tat ich es. Mit der linken Hand holte ich

meine kleine Stableuchte hervor. Sie war nicht länger als ein Bleistift, kaum dicker, dafür aber recht lichtstark.

Möglicherweise reichte ihr dünner Finger sogar bis unter das Zeltdach. Das wäre natürlich ideal gewesen, so drückte ich mir selbst die Daumen.

Den rechten Arm schob ich nach hinten, nahm die ideale Wurfhaltung ein, weil es sicherlich auf eine Sekunde ankam.

Ich schaltete, zu allem entschlossen, die Lampe ein.

Der daumendicke Strahl stach der Decke entgegen. Ich konnte nicht viel erkennen, aber einige Fäden und auch die Schatten zweier Puppen. Die Fäden selbst hingen parallel zueinander und bildeten gewissermaßen ein mörderisches Gitter.

Dagegen wollte ich den Bumerang schleudern und merkte, dass ich falsch stand.

Um die Stellung zu wechseln, blieb mir nicht genügend Zeit. Ich musste es zum ersten Mal in meinem Leben mit einem riskanten Rückhandwurf versuchen. Die nächste Zeit kam mir länger vor, als sie es tatsächlich auch war. Nach links drehte ich mich weg, brachte dabei den rechten Arm an meinen Brustkasten heran, um ihn wieder wuchtig vorschleudern zu können.

Das gelang zur Hälfte.

Ich sah den Bumerang auch fliegen und wunderte mich, dass er schon wenige Schritte später zu Boden kippte, bis der Schmerz an meinem Unterarm aufflammte.

Da war mir klar, dass etwas schief gelaufen war.

Moira Cargal hatte eingegriffen und mit ihrem Messer zugestochen. Im nächsten Augenblick sprang sie mir in den Nacken…

***

Sie musste lautlos an mich herangekommen sein. Ich hatte nicht das geringste Geräusch gehört und war deshalb überrascht worden.

Hinzu kam dieses böse Glühen und Stechen, das seine Quelle in meiner Armwunde hatte.

Schwer fiel ich hin. Moira Cargal hing mir wie eine wütende Katze im Nacken. Sie umklammerte mit beiden Händen meine Schultern. Ich hörte die fauchenden Laute und ihre hasserfüllten Worte dicht an meinem Ohr. »Dich kriege ich noch, verdammt!«

Ich lag auf dem Bauch. Trotz meiner miesen Lage konnte ich noch denken.

Das Messer besaß sie nicht mehr, sonst hätte sie mich nicht an zwei verschiedenen Stellen festhalten können. Vielleicht wollte sie mich auch mit den Händen erwürgen oder mich den Puppen entgegenschleudern, die ich im Licht meiner kleinen Lampe noch soeben entdeckt hatte.

Ich stemmte mich hoch. Es war ein regelrechtes Aufbocken und kam für Moira sehr überraschend. Ihre Hände rutschten ab. Sie konnte sich auch durch ein Nachgreifen nicht mehr halten, und durch eine heftige Drehung schaffte ich sie mir völlig vom Leib.

Dann sprang ich auf.

Das Messer hatte mich zwar am rechten Arm erwischt, ihn jedoch nicht gelähmt; denn die Klinge war nicht voll in das Muskelfleisch gestoßen. Sie musste den Arm mehr gestreift haben.

Ich zog die Beretta.

Als Moira hochkam, war ich bei ihr, packte sie und drückte ihr die Mündung gegen das Kinn.

Wir erstarrten.

Viel Zeit blieb mir nicht. Meine drängende Stimme klang in ihren keuchenden Atem hinein. »Hör zu, Süße! Wir beide haben nicht mehr viel Zeit. Du wirst jetzt mit deinem Puppenspieler in Kontakt treten und ihm sagen, dass er alles zurücknehmen soll. Okay?«

»Nein!«

Die Antwort war ein Schrei, in dem sich ihre Wut und ihr Hass entluden. Und er hatte sich angehört, als wollte sie lieber sterben, als mir nachzugeben.

»Bist du tatsächlich so dumm?«, fragte ich. »Bist du das tatsächlich, Moira?« Gleichzeitig verstärkte ich den Mündungsdruck der Waffe und spürte, dass ein Zittern durch ihren Körper lief, das allerdings lag nicht allein an mir, sondern an diesem verdammten Faden, der ihr Gesicht berührte, die Haut aufgerissen hatte und auch über meine Hand gestreift war. Eine Warnung.

Ich zog sie zurück, bis ich gegen die Altarplatte stieß. Erst dann blieben wir stehen.

»Er soll sie stoppen!«

Moira zitterte. Sie wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte. Eine Niederlage konnte sie sich nicht leisten, damit würde sie den Sinn ihres Lebens in Frage stellen, aber sie musste auch einsehen, dass Mr Doll, ihr großer Helfer, auf seine Verbündeten und auch auf sie keine Rücksicht nehmen würde.

Das sagte ich ihr eindringlich. »Also tu was!«, fügte ich noch hinzu.

»Mr. Doll!« Jetzt hallte ihr Schrei gegen die Zeltdecke. »Mr. Doll! Lass es sein. Er bringt mich um.«

»Und auch dich, Puppenspieler!«, schrie ich dazwischen.

Die Situation stand auf des Messers Schneide. Würde er ihrem Rat folgen?

Nein, er griff an.

Ich hatte Glück, überhaupt die huschende Bewegung noch zu sehen, denn in meiner Nähe befand sich eine der Puppen. Das Leuchten des noch auf der Armbrust liegenden Pfeils warnte mich rechtzeitig,

sodass ich Moira zu Boden schleudern konnte und mich selbst über sie warf.

Ich hörte sie wütend schreien und brüllte dagegen: »Unter den Altar, verdammt!«

Ob sie mich gehört hatte oder nicht, war mir egal. Ich jedenfalls suchte abermals Deckung auf, vernahm aber schnelle Schritte und dachte sofort daran, dass Moira weglief.

Und damit tat sie genau das Falsche. Leider kam ich nichtmehr dazu, sie zu warnen, denn die schnellen, hohl klingenden Schritte verstummten plötzlich.

Dafür schrie die Frau! »Nein, nicht ich. Neinnn…!«

Was da geschehen war, darüber konnte ich nur spekulieren, aber der Schrei sagte mehr als tausend Worte. Moira musste in die Falle des Puppenspielers gelaufen sein.

Wahrscheinlich ein Zufall, weil sie sich zu hektisch bewegt hatte.

Leider konnte ich mich darum nicht kümmern, denn ich musste mein eigenes Leben retten.

Nichts hatte sich verändert. Nach wie vor hatte ich es mit fünf verdammten Gegnern zu tun, die mich bestimmt eingekreist hielten.

Unter der Altarplatte wartete ich die nächsten Dinge ab, die sich ereignen würden.

Eine große Chance hatte mir dieses verfluchte Weibsstück zerschlagen. Der Bumerang lag ebenso unerreichbar fern von mir wie die kleine Lampe. Und im Dunkeln war ich immer unterlegen.

Nichts war zu hören.

Die Gegner verhielten sich sehr still. War es die Ruhe vor dem Sturm?

Aber dieses leise, wimmernde Geräusch, das zwischenzeitlich an meine Ohren drang, hatte damit nichts zu tun. Es musste von Moira stammen, die irgendwo verletzt in der Dunkelheit lag und große Schmerzen haben musste.

War ich tatsächlich der einzige Überlebende in diesem verdammten Fall? Und was war mit den drei Männern gewesen, die sich an unsere Fersen geheftet hatten?

Es hatte alles so ausgesehen wie ein Zufall. Es war jedoch keiner.

Suko und ich hatten vor unserer Abfahrt den Plan noch in aller Kürze zurechtgezimmert. Die drei gehörten einem Sonderkommando des Yard an, das normalerweise gegen Terroristen eingesetzt wird.

Diesen Einsatz hier, der so harmlos aussah, hatte zumindest einer mit dem Leben bezahlen müssen.

Manchmal sieht man eine Gefahr nicht, man spürt sie nur, wenn sie in der Nähe lauert und gewisse Strömungen abgibt, die von einem Menschen aufgenommen werden, so wie bei mir, denn der kalte Schauer kam nicht von ungefähr.

Sie waren in der Nähe.

Ich holte mein Kreuz hervor. Trotz der Dunkelheit konnte ich es sehen. Es leuchtete matt. Ein Zeichen, dass es ebenfalls auf die Magie reagierte.

Hatte eine Aktivierung Zweck?

Ich wollte nicht so recht daran glauben. Die Gefahr bestand nicht unmittelbar, denn die Magien wären unter Umständen regelrecht verpufft. Außerdem wollte ich mein Kreuz nicht überstrapazieren.

Eine Lampe besaß ich nicht mehr, dafür versuchte ich es mit dem Feuerzeug. Es war eines dieser Einwegdinger, aber sie taten ihre Pflicht.

Ich knipste es an, schirmte die Flamme ab, bewegte sie nach rechts und sah eine Marionette.

Sie stand schon bereit, um ein Schwert gegen mich zu stoßen, als ich sie mit der linken Hand umstieß und die Flamme blitzschnell an einen Faden brachte.

Er schmorte durch.

Wenigstens ein kleiner Erfolg, der mir Auftrieb gab, denn einen Moment später hieb ich das Kreuz auf die Puppe und zerstörte sie somit auf magische Art und Weise.

Sie zerbrach und zerflammte.

Für mich war der Weg frei, denn einen weiteren Gegner hatte ich auf dieser Seite des Altars nicht gesehen.

Ich stürzte aus meiner Deckung hervor – und in das plötzlich aufflammende Licht zweier großer Bühnenscheinwerfer hinein, die wie unüberwindbare Hindernisse im Eingang standen und das Zelt mit ihrem bleichen Licht fast bis über die Hälfte der Fläche ausleuchteten.

»Scotland Yard!«

Die Stimme war da. Sie klang wie der Ruf eines Engels, obwohl Suko wirklich noch nie wie ein Engel gesprochen hatte. In diesem Fall gestand ich ihm das zu, und ich meldetemit einem laut gerufenen »Bleib, wo du bist, Suko…«

Mein Partner wusste genau, wann er einer Aufforderung Folge zu leisten hatte oder nicht. In diesem Fall war es besser, wenn er zurückblieb, und sein »Okay« schallte mir entgegen.

Zum ersten Mal seit dem Betreten des Zelts war es mir möglich, das Innere zu erkennen. Bisher hatte ich nur immer Schatten wahrgenommen, nun aber sah ich die Zuschauerreihen, die einzelnen Stühle, auch wieder den Altar und die Toten.

Jedenfalls wirkten die beiden Körper so, als wären sie tot.

Zuerst sah ich den Mann. Er hatte zu den drei Spezialisten gehört, und er sah furchtbar aus. Die Wunden auf seinem Körper konnte man kaum zählen, ähnlich erging es auch Moira Cargal.

Der Puppenmacher, ihr großer Freund und Helfer, hatte sie eiskalt in

die Falle laufen lassen.
Moiras Anblick erschütterte mich. Okay, sie hatte mich gehasst, sie hatte meinen Tod gewollt, sie war meine Feindin gewesen, sie hatte mich an einen Pfahl binden lassen, damit sich ihre Zombies mit mir beschäftigen konnten, aber das alles war vergessen, als ich sie auf dem Boden liegen sah.
Sie war voll in die Fäden hineingelaufen und nicht mehr freigekommen. Diese mörderischen Bänder hatten sie nicht einmal abgefedert, sondern umfangen wie ein Netz und dabei zu Boden gerissen.
Dort lag sie eingewickelt.
Den Rest der Beschreibung möchte ich mir ersparen. Ich spürte nur den verdammten Druck in meinem Magen und dieses kalte Gefühl im Nacken. Langsam drehte ich mich um und hörte, dass Suko meinen Namen rief.
Ich winkte ab.
Er verstand und blieb ruhig.
Hätte ich mich jetzt im Spiegel sehen können, möglicherweise wäre ich selbst über meine graue Haut erschreckt gewesen. In diesem Augenblick hatte ich mehr das Gefühl einem Stein zu gleichen als einem Menschen. Doch in meinem Hirn arbeitete es.
Noch waren die Gegner nicht vernichtet. Vier Mord-Marionetten gab es nach wie vor.
Auch sie oder vielmehr ihr Puppenspieler waren von den Ereignissen überrascht worden, denn keine der Puppen rührte sich vom Fleck. Sie waren von den Strahlen der beiden breiten Scheinwerfer erfasst worden, und auch ihre Waffen setzten sie nicht mehr ein.
Aber ich wollte es tun.
Ohne die Puppen aus den Augen zu lassen, ging ich dorthin, wo mein Bumerang lag.
Nur meine Schritte waren zu hören. Ihr gleichmäßiger Klang begleitete mich auf meinem Weg.
Mr. Doll, der Mann aus dem Zwischenreich, griff nicht ein. Er ließ mich gehen und unternahm auch nichts, als ich neben der silbernen Banane stehen blieb und sie hochhob.
Ich blickte zum Zeltdach hoch.
Da sah ich die Stange, deren Enden in den beiden in der Luft schwebenden Fäusten verschwanden. Die Knöchel der dunklen Klauen sprangen hart und spitz hervor. Weder Schultern noch einen Kopf sah ich, nur einen dünnen, dunklen Schatten.
»Du hast deine eigene Schülerin getötet, Mr. Doll!«, schrie ich.
»Die Person, die immer auf deiner Seite gestanden hat und alles für dich tun wollte. Nimm dies!« Ich schleuderte den Bumerang.
Dabei hatte ich ihn etwas angeschnitten, sodass die Waffe in einer

schrägen Linie in die Höhe stieg und die verdammten Fäden treffen musste.

Kurz bevor dies geschah, gerieten sie zwar noch in Bewegung, und mir kam es vor, als hätte dieser Puppenspieler erst jetzt die richtige Gefahr erkannt.

Es nutzte ihm nichts mehr.

Lächerlich wirkten die heftigen Bewegungen der Marionetten. Da schlenkerten die Arme, da zuckten die Beine, und die Füße wurden nach vorn geschleudert, als wollten sie gegen irgendwelche Bälle treten, die sich im Raum befanden.

Der Reihe nach wurden die Fäden erwischt – und auch gekappt!

Bei jeder Berührung durchlief ein hohl und gleichzeitigschrill klingendes Singen das Zeltinnere. Auch glühten die Fäden auf, bevor sie als Aschereste zusammenfielen und wie ein graudunkler Regen dem Untergrund entgegenrieselten.

Die Puppen erwischte es auch.

Zerstört oder verbrannt wurden sie nicht. Es war nur nichts mehr da, das sie hielt, und so folgten sie dem Gesetz der Erdanziehung und fielen nach unten.

Der Reihe nach prallten sie auf. Die letzte Puppe, es war eine mit einer Armbrust als Bewaffnung, klatschte noch zwischen die Stuhlreihen, wo sie ebenfalls liegen blieb.

Der Bumerang drehte sich und flog in einer etwas anderen Kurve zurück, sodass ich Mühe hatte, ihn aufzufangen. Ich behielt ihn in der Hand und schaute zu, wie auch Mr. Doll, der Puppenspieler, seine Existenz verlor.

Mit einem hässlichen Knirschen fing es an. Nicht die Knochen oder Knöchel der Hände brachen, es war die Stange, die von ihnen gehalten wurde und an der die Marionetten hingen.

Sie läutete symbolisch das Ende ein, denn nun vergingen auch die Hände. Diesmal knackten die Knochen tatsächlich, sodass die Reste stückweise nach unten fielen.

Sie landeten zwischen den Marionetten und den beiden großen Holzteilen der Stange. Ein Künstler hätte es nicht besser drapieren können.

Zuletzt hatte ich es doch noch geschafft und war mit einigermaßen leichten Blessuren davongekommen. Auch die Armwunde blutete nicht mehr. Nur der Schmerz zuckte noch durch das Gelenk.

Obwohl ich dem Ausgang entgegenschritt, sprach mich keiner der dort Wartenden an. Jeder musste wohl meinem Gesicht angesehen haben, dass ich in Ruhe gelassen werden wollte, denn ich ging zu der Frau, mit der alles begonnen hatte.

Moira Cargal!

Eine exotische Schönheit, die Männern hätte den Kopf verdrehen und

Karriere machen können.
Sie hatte sich für die andere Seite entschieden und schrecklich bezahlen müssen.
In ihrem Körper steckte kein Leben mehr. Gebrochen war ihr Blick. Durch das rechte starre Auge lief noch ein dünner Blutfaden, der seinen Weg von der Stirn her gefunden hatte.
»Ich hoffe, dass dir ein anderer verzeiht«, murmelte ich und verließ das Zelt.
Draußen fielen erste Regentropfen auf die Erde und auch gegen mein erhitztes Gesicht. Es machte mir nichts aus, dass ich nass wurde. Irgendwann spürte ich Sukos Hand auf meiner Schulter.
»Alles in Ordnung, John?«
»In Ordnung?« Ich lachte bitter. »Bei uns ist doch immer alles okay – oder etwa nicht?«
»Manchmal, John, manchmal…«

***

»Sieh mal an!«, begrüßte mich der Doc des Krankenhauses, aus dem ich vor kurzem erst entlassen worden war. »Sie wollten mich doch nicht mehr wiedersehen.«
»Nicht als Patient«, erklärte ich.
»Und weshalb sind Sie dann hergekommen?«
Suko, der neben mir stand, sagte: »Liegt bei Ihnen nicht ein gewisser Sir James Powell?«
Der Doc verdrehte die Augen. »Zu dem wollen Sie hin?«
»Ja, das schwebte uns vor.«
»O Gott.«
»Wieso? Was ist?«, fragte ich.
»Ich habe schon viele schwierige Patienten gehabt. Aber so einer wie der ist mir noch nie untergekommen. Der macht ja alle verrückt.«
»Weshalb?«
»Er will wieder raus!«
Ich musste mir ein Grinsen verbeißen. So konnte ich ihn mir vorstellen. Sir James im Krankenhaus, das war ein Chaos total. Wir wagten es trotzdem und gingen zu ihm.
Keinen hörten wir, nur den Alten. Er schimpfte mit einer Schwester, die ein Gespräch nicht durchgestellt hatte. »Wenn ich mit meinen Mitarbeitern reden will, dann haben Sie mir das nicht zu verbieten!«
Wir traten ein. Die Schwester stand leichenblass am Bett. Sir James war unter den Pflastern und Verbänden kaum zu erkennen, aber seinen Mund konnte er frei bewegen.
»Sir, Sie brauchen nicht anzurufen, wir sind schon da!«, sagte ich.
»Gut, kommen Sie rein. Und Sie gehen raus, Schwester. Das wird ein Dienstzimmer. Also, wie machen wir es?«

Wie abgesprochen, zogen Suko und ich uns wieder zurück. »Gute Besserung, Sir!«, riefen wir im Duett und schlossen sacht die Tür.

»Aber ihr könnt mich doch nicht hier einfach…«

Er regte sich noch weiter auf. Die Krankenschwester, die ebenfalls im Flur stand, schüttelte den Kopf. Sie fragte uns mit verzweifelt klingender Stimme: »Was mache ich bloß mit dem?«

»Lassen Sie ihn toben, Mädchen«, erwiderte ich. »Lassen Sie ihn nur toben.«

»Und weshalb?«

»Ist doch klar«, fügte Suko todernst hinzu. »Im Büro haben wir dann unsere Ruhe…«

ENDE